

Nr. 2 | Verlagsort: Göttingen | Mai 1950 | Einzelpreis 0,35 DM | Jahrgang 1

Walter von Sanden-Guja:

Daheim im schönen Mai

Es duftet und leuchtet und blühet die Welt
So froh, so voller Verschwenden.
Die Sonne weiß nicht, wohin sie zuerst
Die goldenen Strahlen soll senden!

Der älteste Zaun und das ärmlichste Dorf,
Von Schönheit sind sie umgeben!
Die Welt ist so weit und der Himmel so blau
Und überall brandet das Leben!

Alles ist schön im Monat Mai und zeigt sich von seiner besten Seite. Die Farbe der jungen Brennesseln an den Zäunen, das helle Grün der Gerschblätter an den sonst unbeachteten Stellen um die Höfe, das noch zarte Laub der Birken, [illegible] und Eschen, alles ist von der Sonne durchleuchtet. Dazu gehört das Klappern der Störche auf dem Dach, das sie beim An- und Abfliegen fast nie vergessen, wenn sie sich flügelschlagend begrüßen oder voneinander verabschieden. In den hohen Eichenkronen gurren die Wildtauber, der Kuckuck ruft und die Schwalben bauen und bessern an ihren Nestern.

Auch an den Seeufern ist alles im Wachsen. Mit jedem Tage taucht die gelbgraue Farbe des Altschilfes tiefer unter im frischen Grün aller neu und kraftvoll aus dem Wasser auftauchenden Halme. Auf abgeernteten Rohrflächen ragen ungezählte spitze Dolche über den Spiegel, werden rasch in die Höhe wachsen, bis sie zu einem dichten, im Winde rauschenden Reetwald werden, dessen Ernte wieder für viele Dächer oder andere Zwecke reicht. Ganz früh, im Vorfrühling schon, als noch Nacht für Nacht die Bodenfröste über die überstauten Seeufer und Gelegeflächen kamen, sahen die messerscharfen und spitzen Pflanzenblätter der Wasser- oder Schwertlilien hellgrün aus dem Stauwasser. Ihnen machte der Frost nichts. Wenn am Tage die Sonne schien, wuchsen sie höher hinaus und blühen jetzt im Mai an jedem nicht frisch gesäumten Graben und an vielen Stellen der weiten Seeufer. Ihre zarten gelben Blüten spiegeln sich im stillen Wasser oder lassen ihre hauchdünnen Blätter im Winde wehen. Nach und nach treibt jeder Stengel immer neue Blüten, während die älteren schon die Früchte in grünen Schoten ansetzen, die im Laufe des Sommers immer dicker und fester werden. Zum Herbst dann hängen sie schwer herab, den Stengel zum steigenden Herbststauwasser ziehend, bis sie hineintauchen und von Nässe, Wind und Wetter platzen. Fast kreisrunde, flache, dunkelbraune Samen mit dem Durchmesser einer kleinen Erbse fallen heraus, Wind und Wellen tragen sie fort, das eine hierhin, das andere dorthin bis sie mit dem Abnehmen des Frühjahrhochwassers irgendwo hängen oder liegen bleiben. Alle, die auf Schlamm oder Erde treffen, keimen, ihre Wurzeln finden Halt und neue Wasserlilienstauden entstehen auf vielen Stellen. So ähnlich geht es mit den Samen vieler Uferpflanzen, den Kapseln der weißen Seerosen, der gelben Teichrosen und auch den korallenroten Früchten des blau blühenden Rittersüß, die das Wasser von ihrem Entstehungsort verlagert.

Auch unter dem Seespiegel ist im Mai die hohe Zeit des Lebens von seinen kleinsten bis zu den größten Bewohnern. Die Hechte haben sich von den Strapazen der Laichzeit erholt, sind ständig auf Raub aus und bringen Unruhe und Bewegung unter die anderen Fische. Die Rotfedern laichen noch im Mai, tragen die schönsten Farben um diese Zeit, messingblank das Schuppenkleid und rubinrot die Flossen. Schon die kleinen fingerlangen Rotfedern beteiligen sich beim Laichen und ziehen in Massen in die Flüsse und Bäche. Im Süßgras, Kalmus und anderen an den Ufern im Wasser stehenden Pflanzen sammeln sie sich in dicht gedrängten Scharen, schlagen beim Laichen zusammen, daß alle Gräser zittern, das Wasser laut aufrauscht und manches Fischlein im Eifer auf das Trockene schnellt. Die Fischreiher kennen aus Erfahrung diese Erscheinung und erspähen sie mit ihren scharfen Augen. Oft steht dann Reiher neben Reiher am Ufer, fast ununterbrochen schnellen die langen Hälse vor, und ein Fischlein nach dem an[illegible] muß in den dunklen Kehlsack der großen Vögel. Die hängen schwer und prall herab, kein Fisch hat mehr Platz. Aber Jagdeifer und Gefräßigkeit überwiegen, und was dann noch gefangen wird, muß, vom Reiherschnabel verletzt, am Ufer liegen bleiben.

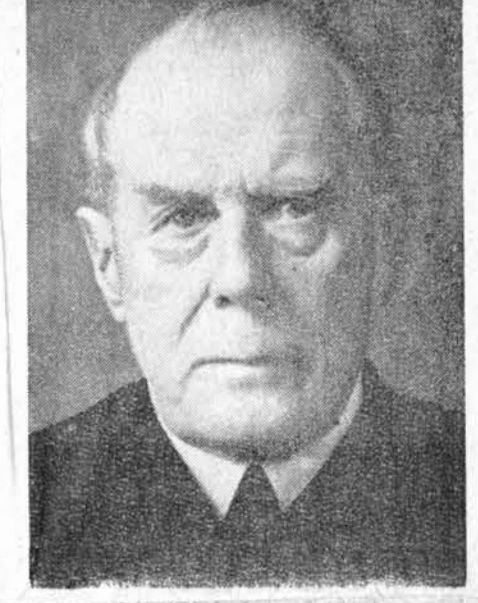
Von den im Mai laichenden Schleien ziehen nur wenige in die Flüsse. Sie bleiben am See, in den stillen, an Unterwasserpflanzen reichen Buchten oder Inseln. Die Weibchen, von mehreren Männchen gefolgt, setzen den Laich an den Pflanzen ab, an Tausendblatt, Wasserpest, Laichkräutern, in Binsenhorsten und Seerosengebieten. An warmen, windstillen Tagen lassen sie sich gut beobachten, vergessen im Eifer ihrer Liebe die Vorsicht und zeigen die runden Rücken und breiten Schwänze über der Oberfläche.

Dort gleiten die frühen Libellenarten durch die warmen Sonnenstrahlen, die sie noch mehr als viele andere Geschöpfe brauchen und die ihren Bewegungen, ihrem reißenden Flug, dem Schwirren und Klirren der glasklaren Flü[illegible] die höchste Leistungskraft geben.

Und der Mensch? Nimmt er sich Zeit zwischen Arbeit, Konkurrenzkampf und Ablenkungen der uralten Lebensmelodie zu lauschen? Manches kann sie heilen, für vieles Besinnung schaffen.



Meister Adebar, ein Freund unserer Heimat Aufn.: W. v. Sanden-Guja



Kurator Dr. h. c. Hoffmann der getreue Eckehart der Universität Königsberg Pr.

Ostpreußengeist in der Fremde

Von Prof. Dr. Götz von Selle, Königsberg, jetzt Göttingen

Er scheint wirklich vertrieben, der ostpreußische Geist. An keiner Stelle hat er einen Platz gefunden, an dem die Dinge, um die es geht, in dem Sinne und in dem Umfange betrieben werden, wie es nottut. Wenn man sich diese dürre Tatsache einmal klar vor Augen stellt, sieht man erst, wie stark die Erschütterung gewesen ist, die 1945 über das Land ging. Gewiß sind Menschen, die von dort vertrieben sind, wieder in Amt und Brot gekommen, aber man darf die Augen nicht davor verschließen, daß die Institution als solche zerschlagen ist. In manchen Fällen, vielleicht sogar in vielen, ist der Einzelne gerettet, was aber geschieht oder geschah, was sie im Lande verband?

Indes mag es interessant sein zu wissen, wo die Träger der deutschen Kultur in Ostpreußen geblieben sind.

Da ist zunächst zu sagen, daß die Professoren der Albertina zu einem nicht unerheblichen Satz wieder in ein entsprechendes Amt kommen konnten. Unter ihnen stehen wohl die Mediziner an erster Stelle. Der Hygieniker Bürgers wirkt in Göttingen, der Anatom Heiß in München, der Pathologe Krauspe in Hamburg, der Vertreter der Zahnheilkunde Meyer ist in Göttingen, der Lehrer der Augenheilkunde Rohrschneider in Münster, der Physiologe Weber in Tübingen, der Anatom Bargmann in Kiel. Bei den anderen Fakultäten liegen die Dinge nicht so günstig wie bei den Medizinern, am besten noch bei den Juristen, wo die Professoren Bockelmann, Nolte, Schnorr von Carolsfeld, Weippert, Maurach wieder Inhaber eines ordentlichen Lehrstuhls sind. Von den Angehörigen der Philosophischen Fakultät wirken die bekannten Gelehrten von Glasenapp (Indologie) und Worringer (Kunstgeschichte) in Tübingen bzw. Halle, der Historiker Schieder ist in Köln, der Literarhistoriker Borchardt in München, der Sprachvergleicher Wißmann in Berlin, Werner Philipp, Vertreter der osteuropäischen Geschichte wirkt in Mainz, Musikwisssenchaftler Engel in Marburg. Der um das ost- und westpreußische Geistesleben so hoch verdiente Walter Ziesemer lebt im Ruhestand in Marburg, zu unser aller Freude an einer ostpreußischen Literaturgeschichte arbeitend. Hoffentlich sind allmählich die immer wieder auftauchenden Schwierigkeiten beseitigt, die seiner von so vielen mit Spannung erwarteten abschließenden Ausgabe der Hamann-Briefe entgegenstanden, nachdem die große Ausgabe der

Schriften Hamanns von Nadler nun wenigstens angekündigt ist. Josef Nadler, auch er einst eine Zierde der Albertina, hat soeben in einem Salzburger Verlag eine große Hamann-Biographie erscheinen lassen. Von den Naturwissenschaftlern hat der Zoologe O. Köhler wohl als erster wieder das Ordinariat erhalten können, er lehrt jetzt in Freiburg. Professor Mothes, der Botaniker, ist erst im Winter 1949 aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt und leitet jetzt ein Forschungsinstitut in Gatersleben, der Physiker Schütz ist in Ostaschkow, der Pharmakologe Merz lehrt in Freiburg. Fast alle Landwirtschaftler sind im Universitätsamt. Allen voran Professor Lang, der in Königsberg die selbständige Landwirtschaftliche Fakultät begründete und sich nun wieder in Kiel derselben Aufgabe mit größtem Erfolg unterzog. Die Landwirtschaftliche Fakultät von Bonn verlieh ihm das Ehrendoktorat.

Das ist in ganz großen Zügen der Stand der der Dinge, soweit sie das Schicksal der einzelnen Universitätsprofessoren betreffen. Es wär ungerecht zu sagen, daß diese Entwicklung nicht ihre lichtvollen Seiten hätte — für den Einzelnen. Gewiß, viele Einzelne sind untergekommen. Was ihnen und manch einem, der hier nicht erwähnt ist, gelang, ist dazu fast ausnahmslos privater Initiative zu danken. Für die Gesamtheit aber ist nichts geschehen. Die Universität Königsberg hat freilich als einzige Hochschule des deutschen Ostens das Glück, in der Persönlichkeit ihres letzten Kurators, Dr. h. c. Hoffmann, einen getreuen Eckehart zu besitzen, der sich in vorbildlicher Betreuung aller Angehörigen der ehemaligen Albertina angenommen hat, darüber hinaus im „Göttinger Arbeitskreis" für die Erhaltung ostpreußischen und überhaupt ostdeutschen Lebens eine noch längst nicht genügend beachtete Stätte schuf. Die Einzigartigkeit dieser Leistung hat die Göttinger Universität daher veranlaßt, ihm die Würde ihres Ehrenbürgers zu verleihen. Aber auch diese hohe Ehrung vermag nicht darüber hinwegzutäuschen und will es auch garnicht, daß für die große geistige Tradition Ostpreußens insgemein nichts geschehen ist und nichts geschieht, von kleinen, bezeichnender Weise rein privaten Ansätzen abgesehen. Die Institution ist zerschlagen. Die Frage, was aus dieser Tatsache zu folgern ist, wurde bisher noch nicht einmal gestellt. Während der letzten Kriegsjahre wurde in Königsberg im Rahmen der Universität eine Einrichtung ins Leben gerufen, deren Grundgedanke im wesentlichen die Anregung des Botanikers Professor Mothes entsprang. In einem sogenannten „Forschungskreis" waren alle Menschen zusammengefaßt, die nicht auf Grund ihrer amtlichen Stellung in produktiver wissenschaftlicher Arbeit standen, für die also die Wissenschaft Liebhaberei oder Nebenamt bedeutete. Da fanden sich unter der Betreuung der Universität zusammen Männer, wie der leider nicht mehr unter den Lebenden weilende Vogelforscher Tischler oder ausgezeichnete Kenner der Spinnen Ostpreußens Casemir, der leider verstorbene vortreffliche E. Anderson, unvergessen in seiner Eigenschaft als Direktor des Städtischen Museums in Königsberg, der städtische Archivdirektor Gause, heute an einem großen historischen Werk über den deutschen Osten arbeitend. Viele Schulmänner, Museumsleute, Archivare, Bibliothekare, Genealogen, Naturfreunde, Volkstumforscher waren hier zusammengeschlossen. Sie alle bildeten gewissermaßen eine geistige Humusschicht des Landes, deren Pflege sich die Universität angedeihen lassen wollte. Denn das war richtig gesehen, lagen doch bei jenen Männern und Frauen Kräfte, auf die das Land nicht verzichten konnte und wollte.

Aber die Universität ging verloren, das Land ging unter. Die Menschen, sofern sie das nackte Leben retten konnten, wurden in alle Winde zerstreut. Was wird aus ihrer Arbeit? Wie die Dinge liegen, zeigt eine Meldung, die kürzlich durch die Presse ging. Dort las man: Ostdeutsche Hochschullehrer, die in den Westzonen ihren vollen Wirkungskreis noch nicht wiedergefunden haben, schlossen sich zu einer Forschunglsgemeinschaft zusammen. Sie bitten die Inhaber von Privatbibliotheken, ihnen Ostliteratur zur Verfügung zu stellen. Diese Notiz bedarf keines Kommentars. Nur am Rande läßt sie vielleicht die Frage nach einer Art geistigen Lastenausgleiches aufdämmern.

Als nach dem vorigen Weltkrieg das Land Elsaß-Lothringen verloren ging, rief der bedeutende Theologe Theodor Ehrhardt ein Institut zur Pflege von Geschichte und Kultur des Elsaß' ins Leben; das Deutsche Reich nahm es in seine Obhut. Man kann heute die Erinnerung an diesen Vorgang nicht beiseiteschieben, indem auf seine Unnachahmlichkeit hingewiesen wird. Es ist schließlich immer das Schicksal eines guten Gedankens gewesen, daß er des öfteren durchdacht wird. So mag er auch heute wieder zur Erörterung gestellt werden. Wenn man damals die Pflege elsässischen Wesens als eine Sache des deutschen Reiches ansah, so dürfte der wohl auf keinerlei Widerspruch stoßen, der die Ansicht vertritt: die Bewahrung ostdeutschen Geisteslebens ist eine gemeindeutsche Aufgabe. Gewiß, die große Sorge geht und muß gehen in erster Linie um die Menschen. Nach altpreußischem Grundsatz sind die Menschen der größte Reichtum eines Landes. Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Die Frage nach dem Schicksal der Menschen aus dem Osten wird, wie man sie auch beantworten mag, immer wieder auf den geistigen Grund dieser Menschen stoßen, aus dem sie leben wollen und müssen. Es ist viel, wenn für den Einzelnen etwas geschieht. Aber auch der Geist, dem dieser Einzelne angehört, ist eine Wirklichkeit, die nicht untergehen darf.

Dank und Verpflichtung

Vier Wochen sind vergangen, seit zum Osterfest unsere kulturelle Monatszeitschrift „Ostpreußen-Warte" erstmalig den zunächst noch dornigen Weg in die Öffentlichkeit ging. Es vergeht nun kein Tag, an dem nicht Dutzende begeisterte Zuschriften von heimattreuen Ostpreußen aller Berufsschichten aus den verschiedensten Gegenden Westdeutschlands, aus Berlin, aus der Ostzone und auch aus dem Ausland auf unseren Tisch flattern. In diesen vielen Beifallsbriefen unserer Landsleute kommt immer wieder in oft schlichter, aber ergreifender Art die Zuneigung und Treue zur alten Ostpreußen-Heimat zum Ausdruck. So schreibt Frau Erna W. aus Lübeck: „Darauf haben wir schon lange gewartet. Endlich das kulturelle Spiegelbild unserer Heimat. Glückauf!" Und Architekt K. aus Frankfurt/M.: „Der Wahrheit die Ehre! Herzliche Gratulation zu Deinem mutigen Unternehmen!"

Wir danken an dieser Stelle allen freundlichen Briefschreibern, Einsendern von Artikeln und für alle Glückwünsche. Es ist uns leider unmöglich, bei der Fülle der täglich eingehenden Post, jeden Brief einzeln zu beantworten und auf jede Anregung besonders einzugehen. Wir freuen uns auch über die große Zahl von Bestellungen für die Ostpreußen-Warte und bitten alle Leser herzlichst darum, weitere Abonnenten für unsere Zeitschrift zu werben. Je größer die Auflage ist, um so größer kann der Umfang der Zeitschrift und um so besser ihr Inhalt sein.

Die Ostpreußen-Warte ist eine von jeder Organisation unabhängige und überparteiliche Zeitschrift, die nur das eine Ziel kennt: Förderung und Erhaltung des geistigen und kulturellen Gutes unserer Ostpreußen-Heimat! Die Ostpreußen-Warte will das Sprachrohr aller ostpreußischen Geistesschaffenden der Vergangenheit und der Gegenwart sein, gestaltet für alle heimatliebenden Ostpreußen in ihrer Gesamtheit. Darüber hinaus will sie Künderin der Ostpreußen-Kultur in aller Welt sein.

Es ist uns Verpflichtung und Versprechen zugleich, daß kommende Überschüsse aus der Ostpreußen-Warte in erster Linie unseren ostpreußischen Autoren zugute kommen werden. Schließlich wollen wir die Geistig-Schaffenden Ostpreußens auch dadurch zu einem kleinen Teile zu weiterem, neuen Schaffen anregen. Nicht Stillstand, sondern Fortschritt, das sei die Losung!

Elchland-Verlag in Göttingen

Heimatkultur in Hamburg

Ostpreußische Veranstaltungen während der Ostdeutschen Woche

Die Ostdeutsche Heimatwoche in Hamburg vom 13. bis 21. Mai bringt eine Fülle kultureller Veransaltungen, die von dem Ostdeutschen Geistesleben Zeugnis ablegen werden. Eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten hat sich hierzu zur Verfügung gestellt. Von ostdeutschen Schauspielen werden „Der Zauberer Gottes" (Pfarrer Pogorzelski aus Masuren) von dem ostpr. Autor Paul Fechter und Halbes „Strom" aufgeführt. Die Nordostdeutsche Kunstausstellung zeigt Werke der Malerei und Plastik der bedeutendsten lebenden heimatvertriebenen Künstler von Danzig bis Memel.

Besonders die Ostpreußen treten während der Heimatwoche mit zahlreichen kulturellen Veranstaltungen hervor. Vorträge über bildende Kunst, Geschichte und Dichtung Ostpreußens, eine Dichterlesung mit Musik, ein kammermusikalisches Konzert sowie die Vorführung von Ostpreußenfilmen und Lichtbildervorträgen über unsere Heimat werden die Hamburger Tage für alle Landsleute zu einem Erlebnis werden lassen.

Die Ostdeutsche Heimatwoche selbst leitet ein Festakt vor geladenen Vertretern der Landsmannschaften und Behörden am 13. Mai im Hamburger Deutschen Schauspielhaus ein. Der 14. Mai bringt die große Kundgebung der Nordostdeutschen Landsmannschaften, auf der u. a. der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Staatssekretär Dr. Schreiber, sprechen wird.

Der Norddeutsche Rundfunk schaltet sich mit einer ostdeutschen Heimatsendung am 16. Mai um 20 Uhr ein.

Weder Königsberg noch Memel

Im Verlag R. Oldenbourg, München, erschien für bayerische Volksschulen ein ministeriell genehmigtes „Erdkundliches Lehr- und Arbeitsbuch, Teil I, Mitteleuropa", zu dem ein Wort der Kritik zwingend notwendig ist. Der ostpreußische Heimatschriftsteller Paul Kluke schreibt u. a. dazu: Die bayerischen Erdkundebuchverfasser und mit ihnen auch die für die Herausgabe mitverantwortlichen Referenten des bayerischen Kultusministeriums aber nehmen die gegenwärtigen widerrechtlichen und provosorischen territorialen Verhältnisse in Ostdeutschland stillschweigend als endgültige, feststehende Realitäten hin und verfassen in typisch deutscher „Michelhaftigkeit" und Subalternität Schulbücher nach dem Willen einiger Siegermächte.

Schon auf der ersten Übersichtskarte für Mitteleuropa werden alle Nachbarstaaten Deutschlands genannt, der Name „Deutschland" selber aber — fehlt! Dafür steht über deutschem Staatsgebiet im Osten der Name „Polen". — Daß alle deutschen Volksstämme „östlich der Elbe" aus einer Vermischung von Niedersachsen mit Wenden hervorgegangen seien, zeugt von völliger Ahnungslosigkeit auf dem Gebiete ostdeutscher Kolonisations- und Siedlungsgeschichte. Weder im Text, noch im Namen- und Sachverzeichnis findet man Namen wie Königsberg, Breslau, Memel, Marienburg; im Namensverzeichnis fehlen u. a. Elbing, Allenstein, Tilsit. Und bei einer Aufzählung der deutschen Flüsse wird die — Oder glatt weggelassen! Daß bei einem solchen Verfahren u. a. auch die Memel und der Pregel „vergessen" wird, wundert nun nicht mehr.

Daß das ostdeutsche Gebiet lediglich unter polnischer bzw. russischer Verwaltung steht, erfahren die bayerischen Volksschüler nicht. Aufgaben, die erst einem kommenden Friedensvertrag zustehen, werden vom bayerischen Schulbuch schon vorweggenommen.

Ostpreußen abgeschrieben?

Nach einer Information aus den Kreisen des amerikanischen Hohen Kommissars soll die Hohe Kommission eine Denkschrift über die deutschen Ostgebiete östlich der Oder-Neiße verfaßt haben, die u. a. die sowjetischen Ansprüche auf den nördlichen Teil Ostpreußens einschließlich Königsberg billigt und die polnische Forderung nach dem anderen Teil Ostpreußens und Danzig unterstützt. Die Existenz der Denkschrift wird weder bestätigt noch dementiert.

Memelniederung wurde zum Sumpf

Wie die amerikanische Presse berichtet, ist die Memelniederung nördlich von Tilsit bis zum Kurischen Haff auf weiten Flächen gänzlich versumpft und fällt für jede landwirtschaftliche Nutzung aus. Diese Versumpfung ist darauf zurückzuführen, daß wohl die im Zuge der Kampfhandlungen gesprengten Deiche wiederhergestellt wurden, eine Trockenlegung des Überschwemungsgebietes aber nicht stattfand.

Ostpreußen-Warte
Elchland-Verlag, Göttingen, Obere Karspüle 39, Postfach 522, Postscheckkonto Hannover 25 991, H. K. Wander, Göttingen, Fernruf 3907.
Herausgeber u. verantwortl. Hauptschriftleiter **Helmut Kurt Wander.**
Die Ostpreußen-Warte erscheint monatl. einmal. Einzelnummer 35 Pfg., vierteljährlich 1,— DM. Bestellung vorerst nur beim Verlag direkt möglich. Anzeigenverwaltung: Göttingen, Obere Karspüle 39. Anzeigenpreis für die 46 mm breite Millimeterzeile 30 Pfg., für Familienanzeigen 20 Pfg. — Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages in Fällen höherer Gewalt kein Entschädigungsanspruch.
Druck: Bohrßen & Co., GmbH., Göttingen.

Michael Porgorzelski aus Masuren

Wir Ostpreußen wußten alle von ihm, selbst wenn wir seinen Namen nicht gekannt haben: irgend eine Geschichte aus seinem Leben, irgend ein Wort aus seinem Munde war uns vertraut. Dabei ist es mehr als 200 Jahre her, daß er geboren ist: er lebte immer noch in seinem Heimatland.

Schon seine Namen sagen dem Kundigen etwas über die Zeit und Ort seiner Geburt. „Michael", — es war eine kernige Zeit, in der die Mütter ihre Söhne so nannten, — er ist im Jahre 1740 geboren; „Pogorzelski", — in jener bodenständigen Zeit gab es in Ostpreußen eigentlich nur eine Möglichkeit für Männer solcher Namen: Masuren. So ist unser Freund in einem Kätnerhaus am Sanovosee in Lepanken bei Lyck zur Welt gekommen.

Pfarrer von Dvygalski erkannte die ungewöhnliche Begabung des kleinen Michael und schickte ihn nach Königsberg aufs Gymnasium und zur Universität. Er bestand sein Examina „summa cum laude". Die Gelehrtensprache, das Latein, sprach er vorzüglich. Aber das Deutsche wandelte er nach eigenen Willen so sehr ab, daß ihm der Weg zur Kanzel versagt blieb. So wurde er Lehrer, natürlich in Masuren, und war glücklich als Rektor in Kutten. Es sollte aber anders kommen.

Eines Tages hatte der Lycker Kommandant, General von Günther, ein Mann, der sich unter dem Alten Fritz hervorgetan hatte, und von dem noch mancherlei kernige Geschichten bekannt sind, auf einer Fahrt durch Kutten einen Unfall: der Wagen blieb im Dreck stecken (was dazumal nicht nur in Masuren vorkam) und ein Rad zerbrach. Er schrie, des Kommandierens gewöhnt, nach einem Schmied oder Stellmacher. Da erschien ein riesiger Mann in Schafpelz und Lammfellmütze, nötigte den General in sein Haus, gab seiner Frau Weisung, für den hohen Herren Kaffee zu kochen und schickte sich selbst an, den Wagen aus dem Dreck zu schaffen und den Schaden in Ordnung zu bringen. Er war schneller fertig als seine aufgeregte Frau mit ihrer Arbeit. „Weib, elendiger," — so fuhr er nun los, „macht er und macht er nicht Kaffee!" Der General, höchlichst amüsiert, zugleich aber über die handfeste Art des Mannes erfreut, fiel von einem Staunen ins andere, als er nun im Gespräch erkennen mußte, daß dieser masurische Dorfschulmeister darüber hinaus ein hochgebildeter Mann und ausgezeichneter Mensch war. Er setzte sich hin und schrieb seinem Freund, dem Minister von der Groeben, einen Brief, und am nächsten Tag ritt Pogorzelski hoch zu Roß nach Königsberg: er kehrte als wohlbestallter Pfarrer von Kallinowen zurück.

Es ging alles ganz gut. Er hielt für seine Bauern anschauliche Predigten im gewohnten Masurisch. Seit den in Ostpreußen nur gesunden Tagen des Pietismus gab es auf Anregungen von A. H. Francke in Halle für unsere Grenzgebiete masurische und litauische Bildungsstätten, Herzog Albrecht hatte schon ein Dekret erlassen, daß besondere Gottesdienste in preußischer Sprache zu halten waren. Pfarrer Abel Will in Powunden schrieb ein Katechismus, das einzige, erhaltene Sprachdenkmal im reichen Preußisch.

Jedoch, wir lebten nun in anderen Zeiten. Die Aufklärung und der Rationalismus waren ins Land gekommen. Es wurde verfügt, daß auch Pogorzelski nur noch Deutsch zu predigen habe. Und nun fing sein Kampf und Ruhm erst an. Pogorzelski gehorchte. Das war seine Art. Er predigte Deutsch, — aber auch das nach seiner Art. Wir kennnen den Anfang seiner ersten deutschen Predigt: „Meine liebe Gemeinde! Ich will euch heute erzählen von Nuß. Nicht von Haselnuß, auch nicht von Walnuß, nicht von Betrübnuß oder Ärgernuß, sondern vom heiligen Johannuß." Was der Pfarrer nun im einzelnen zu sagen hatte, war so inhaltsvoll und so fabelhaft, daß der Vertreter des hohen Konsistoriums, der besonders entsandt war, Pogorzelski zu hören (wir leben in den Tagen des Wöllnerschen Edikts) nichts zu monieren hatte: er riet nur dazu, künftig wieder masurisch zu reden. Aber Gesetz war Gesetz und Gehorsam Gehorsam, und so blieb Porgorzelski bei (seinem) Deutsch. Von weit und breit kamen die Leute herbei, ihn zu hören, weil er sich in der natürlichen Weise mit den seinen Gemeindegliedern so schweren Art der Luthersprache auseinandersetzte und doch jeden Gottesdienst zu einem Fest der Sprache und damit in würdigster und bester Weise zu einem rechten Gottesdienst gestaltete. Mitunter hörte die gebannte Gemeinde gar Verse und Reime aus dem Munde ihres verehrten Pfarrers. Wir sitzen neben ihm in seiner dunklen Kammer, die Gedanken wandern, — wir fühlen die Störung, wie uns nun ein Hauch, irgend ein kleines Tier das Gesicht streift, — aber wir lassen uns gern den Faden der Gedanken weiterspinnen:

Ich saß in Dunkelheiten
und dacht an Ewigkeiten. —
da kroch ein Wanzger bunter
ganz keck das Wand herunter
mir gerade ins Gesicht:
da macht ich dies Gedicht.
Wir Menschen sind wie Wanzger,
sind oft ganz dumme Hansger . . .

und schon wissen wir uns aus den Ärgerlichkeiten und Peinlichkeiten des armseligen, alltäglichen Erlebens hingeführt zu ewig gültigen Wahrheiten und Betrachtungen.

Indessen sollte dieser Weg ins Poetische dem guten Pogorzelski dann doch zum Verhängnis werden. Der Ortelsburger Pfarrer war gestorben, und dem Kalinover Amtsbruder war die Aufgabe gestellt, ihm das letzte Geleit zu geben. Die Beteiligung war in diesem Fall besonders groß, der Konsistorialpräsident hatte die Reise nicht gescheut und war auch erschienen. Pogorzelski begann:

O weh dir, Ortelsburgsch Gemein!
Hast verloren Pfarrer dein.
Geschlossen ist das Auge, tott,
Es blüht im Garten Rosenstock,
springt zu, frißt ab der Ziegenbock.
So fraß in seinem Lebenslauf
der Tod den selgen Pfarrer auf.
Nun liegt er da auf Gottes Acker,
Pfui Tod, du Racker!

Und es schließen sich nun jene in Ostpreußen geradezu klassisch gewordenen Antworten auf die Frage aller Fragen an: „Quid est vita humana? Was ist menschlich Leben? Menschlich Leben ist wie Teerpaudel an Wagen; schlicker, schlacker, schlicker, schlacker, bums, liegt auf Erde. Item, quid est vita humana? Menschlich Leben ist baufällig Strohdach; komt Wind, pardauz, fällt's um."

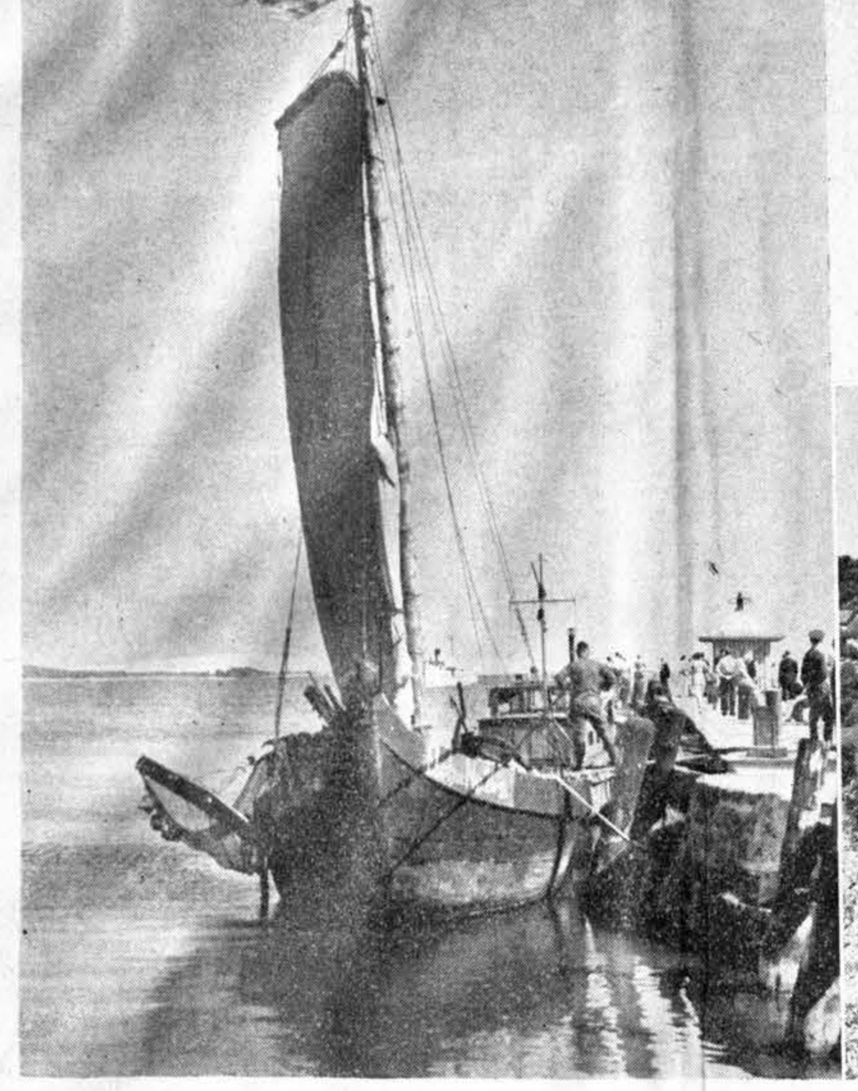
Das Konstistorium verfügte auf Antrag seines Präsidenten die Pensionierung. Ehe aber der Amtsschimmel das blamable Schreiben an den Mann gebracht hatte, war dieser seltsame Prediger mit einer letzten großen Predigt abgetreten. Er hatte hier weder deutsch noch masurisch geredet, sondern in der Sprache, deren er sich damals bediente, als der General mit seiner Kutsche im Dreck stecken geblieben war. Das Eis des großen Sees hatte nicht mehr gehalten. Ein Schlitten war eingebrochen, Pferde und Menschen schienen unrettbar verloren. Denn niemand wagte sich an die gefährliche Rettung. Da erschien der Pfarrer. Kurz entschlossen ließ er sich ein Seil um den Leib binden und betrat das Eis. Seine entschlossene Tat ermunterte den Schmied ihm zu folgen, und beiden gelang es, mit ihren starken Kräften unter furchtbaren Anstrengungen alles zu retten. Nur der Schlitten selbst war verloren. Kaum betrat Pogorzelski aber festen Boden, so brach er tot zusammen. Er starb im 59. Jahr seines Lebens, lebt aber in unserer Heimat und in unseren Herzen immer noch. „Pfui, Tod, du Racker!"

P. H. Walsdorff

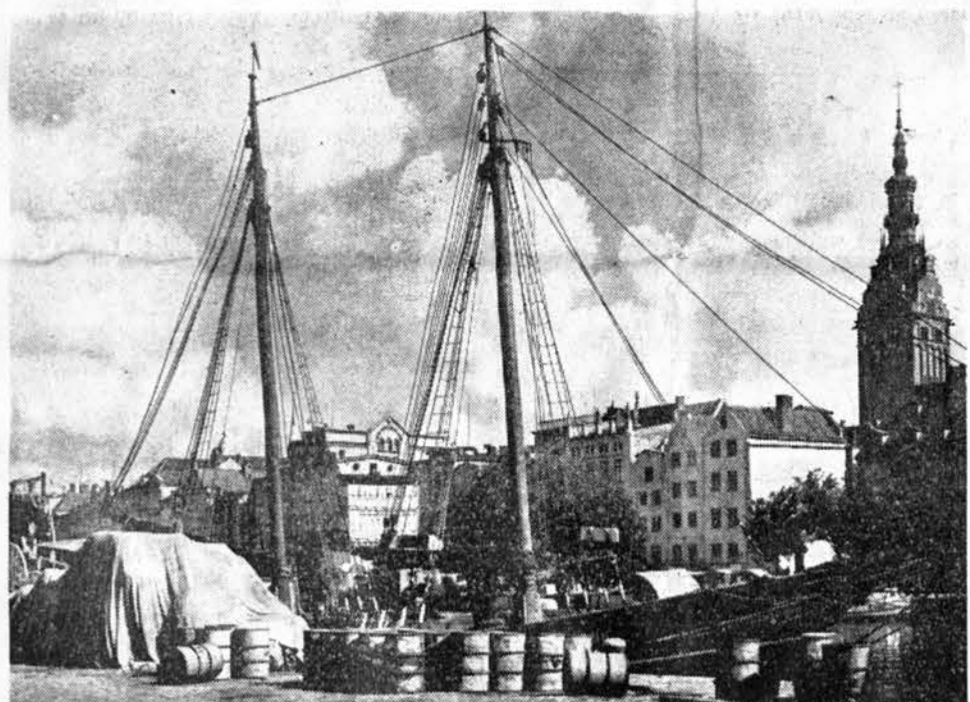
Land an der Ostsee –

Land der Seen, Haffe und Flüsse

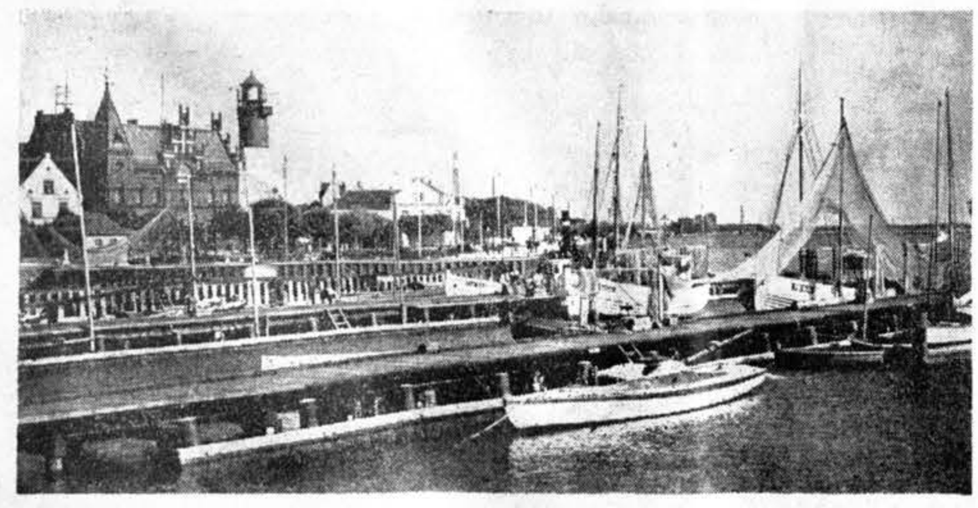
Bild links oben: Kurenkahn an der Mole von Rossitten; rechts: Blick auf Wachbudenberg, Kl.-Kuhren und Brüsterort, beide Aufnahmen: Victor Moslehner, Heuchelheim, Krs. Limburg über Hadamar; Mitte links und darunter: Blick auf Elbing und den Seglerhafen von Pillau (Aufn. Archiv); Mitte rechts: Rathaus von Ortelsburg (Aufn. Haro Schumacher, Oberammergau); Bilder unten: Luisenbrücke von Tilsit, Stintfischer am Gr. Moosbruch und Cziossee bei Sensburg. (Aufn. Schumacher, Oberammergau und Vincenz Groß, Letmathe, Westf.)











Am süßen Wasser, nach der Morgenseite
Liegst Dorf, du selber wie ein Ficherkind
Im waldigen Dünental. Der warme Wind
Trägt Heuduft her von grüner Niederungsweite
Und Fisch- und Algendunst, wo ausgespannt
Am sandigen Weg. —
Durch silbriges Weidenlaub
Rieselt das Licht auf seinen weichen Staub —
Die Netze trocknen auf dem dunklen Strand
Der Mole Schwung umgrenzt die kleine Bucht
Und hält der Kähne weiße Segelschwingen
Gefangene Möwen, die um Freiheit ringen,
Ruft sie aus blasser Wolke Wind zur Flucht!

Agnes Miegel

(Aus „Mein Bernsteinland und meine Stadt", erschienen 1944 im Gräfe und Unzer Verlag.)







Karl Herbert Kühn:

Gespräch auf dem Wachbudenberg

Es war in jenem Jahre, in dem ich zum ersten Male daß Maß der Zeit begriff, in dem unser Leben aus der unendlichen Weite unserer Träume in die kurze Spanne von einigen Jahrzehnten zusammenrückt. Es faßte mich an wie ein tiefes Erbeben, über dem die Bilder der Zukunft schwankten und der kalte Schauer der Vergänglichkeit wehte.

Ich ging den Weg, den so oft ich gegangen, an der hohen Küste von Warnicken nach Westen, die blinkend gebreitete See zur Rechten, reifende kleine Felder zur Linken, den blaßblauen Himmel des Sommers über mir, in die schimmernde Ferne, die still und mild. Als die ersten Dächer des Dorfes Großkuhren aus dem Grün ihrer Gärten sich schweigend erhoben, hielt es mich an. Wann sah ich dies Dorf, seine Hänge und Schluchten, die Fischer und ihre Boote zum ersten Male, den Strand und das Leuchten in der schwingenden Bucht? Ich zählte die Jahre. Ein Menschenalter war's, erfüllt von dem Spiel der Gedanken und Pläne, durchmessen von den Wegen, die suchten und nicht fanden, durchsponnen von den goldenen Fäden der Hoffnung, von Wunsch und Wahn. Erfüllung? ... Und die Nacht der Erinnerung überfiel mich unentrinnbar. Sie schritt mir zur Seite durch das Dorf, dem der Mittag schien, auf dem schmalen Pfad, der zum kleineren Dorfe, durch den Schatten seiner Schlucht auf den Berg dann mich führte, auf dessen breiter Schulter die Linden rauschten, deren Lied mir ein Gesang, den ich nie vergessen.

Ich stieg zu dem Gipfel, die Sicht zu gewinnen in die große Weite von Meer und von Land, in der einsamen Höhe befreit zu atmen im Hauch der Unendlichkeit, die das Gestern und das Morgen in das ewige Gesetz, das nicht vergänglich ist, bindet. Dort winkte der Ort; schon trat ich aus den letzten Büschen hinaus; ein Vogel flog auf, hoch in die Lüfte.

Ich zauderte. Ich war nicht allein. Eine schlanke Gestalt in leise wehendem, hellem Kleide, das weiß und rötlich, stand dort auf dem Gipfel. Sie blickte in das Land. Das dunkle Haar flatterte leicht mit dem sanften Winde, der flüsternd von der See her den Berg überstrich.

Nun spürte sie die Nähe eines anderen Menschen. Sie wandte sich um. Ihre dunklen Augen ruhten auf mir, der kaum ihr willkommen; sie wiesen mich ab, in Ungeduld fast; sie erwarteten, ich wiche zurück in das Verborgene. Dann erkannte sie mich. Ich ging auf sie zu: „Beate?" Sie lächelte, fast, als widerriefe sie es schon. Noch blieb sie im Unmut ob des Einbruchs in die Stille, die nicht teilen sie wollte. Doch der Schatten floh. Wir gaben uns die Hände.

„Beate — du?" Sie nickte. Noch schwieg sie. Ihr Gesicht mit den schmalen, fast harten Zügen, die noch immer nicht gealtert, die noch heute von den feinen, festen Lippen in die Reinheit der hohen, kantigen Stirn wie in die unberührte Sammlung ihres Wesens stiegen, stand vor mir da wie in dem Licht eines Sommers, jenes —

„Ich vergaß," begann sie, „du bliebst immer noch hier. Oder kehrtest zurück, schon lange, nicht erst heute,"

„Ja, Beate. Ich kehrte zurück. Es hielt mich nur hier ein sicherer Grund. Obwohl —"

Sie lächelte, kaum, daß sie verbarg, wie sie's nicht glaubte: „Seit wann suchst denn du einen sicheren Grund? Ich denke, du wolltest, einmal, fliegen?"

„Ich wollte, Beate. Doch ein Nest hat auch der Vogel."

„Und wie weit ist dein Revier, das du im Fluge eroberst? Du eroberst doch noch?"

„Beate. Ich bin heute, zum ersten Male, auf der Erde geblieben, auf dem langsamen Wege, der schneller sich endet als der weiteste Flug." Sie sah mir in die Augen, ruhig, ohne Spott: „Einmal, vor Jahren, rief ich dich zur Erde. Einmal stiegst du auf in ein Abenteuer ohne Sinn."

„Ich weiß, Beate. Du wußtest um die Erde, du früher als ich... Warum gingst du, damals?"

„Es ist nicht meine Art, vor der Schwelle zu sitzen und in Sehnsucht zu verbrennen."

„Du hast geheiratet, ich hörte es. Auch das andere dann: daß er dich bald verriet."

Sie hob ihren Blick über mich hinweg: „Ich lebe sehr glücklich mit meinen zwei Jungen."

„Warum schriebst du mir nie?"

Sie sprach es wie zur Ferne: „Ich will es dir sagen. Es soll dich nicht kränken; doch ich liebe die Lüge immer noch nicht, auch die schöne nicht, der du früher so anhingst; du sahst in ihren Bildern, die du selbst dir erzaubertest, deine ganze Welt. Die meine blieb auf der Erde, und der Himmel hat sie gesegnet. Als ich ging, aus dem Sommer meiner Hoffnung auf dich, nach Bonn und dann nach Wien, ging ich ohne einen Schmerz. Ich wußte, was bestand: nicht ein Mensch und nicht sein Wort. Ich ging mit mir selbst und mit dem einen Besitz, den die Augen mir schenkten, die nie ihn verloren."

Sie wandte sich zum Blick in das Land vor unsern Füßen: „Hier standen wir schon einmal. Hier nahm ich's in mich auf, das Bild dieser Erde, auf der als Kind ich schon ging, durch die Felder und die Wiesen, die grünten und reiften, durch den Wald, den du dort siehst, durch sein Schweigen und Reden, zu der Küste, der hohen, vor der die Wellen mir sangen in den Schlaf und ins Licht, in dem am Tag sie erglänzten, zu dem Strande, der nach Stürmen den Bernstein mir schenkte, zu dem Bach in der Schlucht und zu dem Turm mit der Glocke, die den Ruf des Friedens in die Häuser und Herzen schwang. Hier umschloß sich mir alles, was ich jemals geliebt, als ich eins noch nicht wußte: was Heimat uns ist; doch ich ahnte es wohl; denn es schien mir wie ein Glück, das größer war als alles, was Menschen mir gaben. Ich halte nicht mehr viel von den Menschen, die sterben, wirklich oder nur auch in unseren Gedanken. Aber dies, das bleibt leben.

Hier nahm ich es auf, das große Bild in dem kleinen Kreis, der so nah schon begrenzt: dort an dem dunklen, langen Wald, hier an dem Ufer, das steil vor dem Meere, und der Hügel, dort, wie er kniet vor dem Himmel! Ich sah es am Strom, an dem die Rebenstöcke stehn, dies Bild, das nicht verblaßt, ich sah es am Strom, um den die Walzer sich schwingen. Es leuchtet, in mir, und ich trinke seinen Hauch am Morgen und am Abend... Wem — wem sollte ich schreiben? Dir? Sahst du die Erde? Nicht einmal diese, die kleine hier vor uns, die doch mehr ist als jede. Was hättest du erwidert? Worte, gewiß. Aber Worte aus dem Wind, mit dem du flogst in eine Welt, die für dich nur ein Abenteuer." Sie schwieg.

Es verging eine Weile, in der die Jahre versanken, eins nach dem andren, als wären sie alle ohne Glut und Glanz. Dann stiegen wir still den Hang hinab, durch die Luft, die flirrte, einem Feldweg zu, der in Sonne schlief. Beate sah zur Seite: „Dort steht noch das Haus, das sich der Bildhauer baute." Sie lächelte, leicht, ins Verfliehn: „Du weißt noch?" Ich wußte es noch: es war die schlanke Diana, zu der sie dem Bildhauer, damals, Modell stand; auch sie, auch Beate, war eitel einmal, und gab sie's nicht zu; ich sah die Diana in einer Kunstausstellung in der Halle am Wrangelturm in Königsberg dann; am Tage danach sah ich Beate auf dem Tennisplatz; es war der Freitag vor Pfingsten...

Ich begleitete sie bis zum Omnibus noch, der breit vor dem kleinen Gasthaus hielt. „Ich habe es gesehn: das Bild, das besteht, wie es immer schon bestand, vor dir, und schon vor allen. Ich weiß: es wird bestehn, in Ewigkeit noch." Sie saß schon im Wagen. Sie fuhr bis zum Zuge. Und zurück zu ihren Jungen bei der Schwester in Marburg.

Sie schrieb nicht. Ich habe es auch nicht mehr erwartet.

DER STERN / Von Hans-Joachim Haecker

Strahlender Stern und du letzter am Himmel des Morgens,
auf zu dir heb ich den Blick und erkenne dich schauernd:
Glanz und der schönste der Steine im Stirnreif der Nacht!

Nun aber bleichest auch du und zerstäubest in Klarheit.
Sonne verzehrt dich, doch ist weder Asche noch Schlacke
trauriges Zeichen der Wandlung. Ich weiß, daß du bleibst!

Also, Stern, preise ich dich als die goldne Verheißung.
künftiger sternvoller Nächte und künftiger Lieder,
künftiger Pfeiler und Brücken vorm Abgrund des Alls.

Also, Stern, preise ich dich als die goldne Verheißung
dessen, was Auge nicht sieht und was Tag überschattet,
was nur das Herz noch erkennt und was dennoch uns blieb.

Sieh, du verheißest noch mehr als der funkelnde Nächte
heilige Wiederkehr. Denn in den Herzen der Menschen
lebt eine dritte der Zeiten: nicht Tag und nicht Nacht.

„Ostdeutsche Hochschultage"

In Fortführung der Tradition der „Ostdeutschen Hochschulwochen", wie sie früher in Neiße und Kattowitz stattfanden, werden vom 29. Juni bis 2. Juli 1950 in Freiburg/Br. „Ostdeutsche Hochschultage" abgehalten werden. Sie stehen unter dem Thema: „Der deutsche Osten und das Abendland".

Ostpreußen-Schach

Von Altmeister C. Ahues

Ostpreußen war von jeher eine Pflegestätte des königlichen Spiels. In der ehrwürdigen Universitätsstadt Königsberg gab es allein vier Klubs, von denen der „Königsberger Schachklub" über eine alte Tradition verfügte. Nicht nur alle bedeutenden Zeitungen erkannten den Wert des Schachspiels als Kulturfaktor an, sondern auch der Königsberger Rundfunk, dessen sonntägliche Sendung: „Eine halbe Stunde Schach" im ganzen Reiche und weit über seine Grenzen lebhaftes Interesse fand.

Viele von den ostpreußischen Schachfreunden sind in den Wirren des Krieges in die Westzone verschlagen worden, wo sie der Schachmuse „Caissa" die Treue bewahrten. Man findet Ostpreußen in allen Schachklubs, darunter manche Prominente wie de Carbonnell, Dr. Schikowsky, Dr. Krieger, Manfred Kloos usw. Sie alle werden die Einrichtung einer Schachspalte in ihrem Heimatblatt „Ostpreußen-Warte" mit Freude begrüßen.

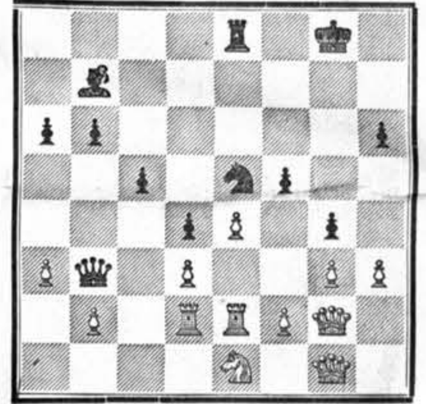
*

Berliner Stadtmeister gegen Ahues

Turnier der Hamburger Schachgesellschaft 1950
Weiß: Pfeiffer, Schwarz: Ahues

1 Sg1 — f3 Sg8 — f6 2 c2 — c4 e7 — e6 3 g2 — g3 d7 — d5. Einfach und unbefangen 4 Lf1 — g2 Lf8 — e7 5 0 — 0 0 — 0 6 d2 — d3 . . . Vorsichtiger Aufbau, typisch für Pfeiffers Spielweise 6 . . . c7 — c5 7 c4 × d5 Sf6 × d5 Auf ed5: könnte Weiß vorteilhaft d4 spielen 8 Sb1 — c3 Sb8 — c6 9 Lc1 — d2 b7 — b6 10 Ta1 — c1 Lc8 — b7 11 Dd1 — a4 . . . Mit der Absicht, die Dame nach d4 hinüberzuspielen, eine interessante Unternehmung 11 . . . Ta8 — c8 12 Tf1 — d1 a7 — a6 13 Da4 — g4 f7 — f5 Sehr energisch, aber nicht ohne Risiko. Solider Lf6 14 Dg4 — h3 Dd8 — d7 15 Sc3 × d5 e6 × d5 Falsch wäre Dd5: wegen 16 Sg5 16 a2 — a3 . . . In Betracht kam e4 16 . . . Tc8 — d8 17 Ld2 — c3 Le7 — f6 Auch d4 hatte seine guten Seiten 18 Lc3 × f6 Tf8 × f6 19 Dh3 — h4 . . . Es drohte Th6 19 . . . Dd7 — e7 Besser Fe8 20 Tc1 — c2 h7 — h6 21 e2 — e3 d5 — d4 22 Tc2 — e2 De7 — f7! Droht g5 und g4 23 Sf3 — e1 g7 — g5 Voreilig, zunächst Te8 versprach mehr 24 Dh4 — h3 Td8 — e8 25 Td1 — d2 Tf6 — e6? Ein unglaubliches Versehen in guter Stellung! 26 Lg2 — d5 Sc6 — e5 27 Ld5 × e6 . . . Ein fetter aber schwer verdaulicher Bissen! 27 . . . Df7 × e6 28 e3 — e4? . . . Stärker ed4: 28 . . . g5 — g4 29 Dh3 — g2 De6 — b3!! Wie mit einem Zauberschlage hat sich die Lage gewandelt, Weiß ist hilflos 30 h2 —

Ahues



Pfeiffer

h3 . . . 30 . . . c5 — c4! Droht cd3: mit Vernichtung 31 d3 × c4 Se5 — f3+! 32 Kg1 — f1 Sf3 × d2+ 33 Te2 × d2 . . . Weiß gibt zugleich auf, da er gegen Le4: 34 Dh2 Dc4:+ 35 Kg1 Lf3! 36 Sf3: Dc1+ 37 Kg2 gf3: + 38 Kf3: Dc6 + 39 Kf4 De4 matt keine Verteidigung hat.

Einsendungen für die Schachspalte bitte an C. Ahues, Hamburg-Garstedt.

MUNDARTECKE

Der Bauer in alten Sprichwörtern des Ordenslandes

Von Dir. Dr. Wilhelm Gaerte

In den Jahren 1865 und 1876 gab der ostpreußische Forscher Hermann F. Frischbier je einen Band „Preußischer Sprichwörter und volkstümlicher Redensarten' heraus. Aus allen Teilen des alten Ordenslandes waren ihm von Sammlern Beiträge zugeflossen, die in der übergroßen Zahl Spruchweisheit in niederpreußischer Mundart, also in provinzial-niederdeutschen Dialekten, enthalten. Diese Sprichwörter und Redensarten stellen in mancher Beziehung eine wahre Fundgrube dar, vornehmlich auch für den, der einmal den ostpreußischen Volkscharakter feststellen will; denn in ihnen hat das Denken und Fühlen der dortigen Menschen seinen sprachlichen, hörbaren Ausdruck gefunden so treffend und bezeichnend, wie auf keinem andern Gebiet in annähernd ähnlich anschaulicher Weise.

Die Redeform in diesem geistigen, volkstümlichen Niederschlag gleicht, wie der Sprache gemäß nicht anders zu erwarten ist, im allgemeinen derjenigen, die bei Spruchweisheit niederdeutscher Gebiete üblich ist. Aber auch inhaltlich, den geäußerten Anschauungen nach, schließen sich die Sprichwörter und Redensarten Altpreußens den westlichen, niederdeutschen Bezirken an.

Als hervorstechendstes Kennzeichen der altpreußischen Sprichwörter und volkstümlichen Redensarten findet sich eine besondere Art des Humors vor. Die beschwingte Heiterkeit, die vom heiteren Himmel genommen ist, sucht man darin vergeblich. Man vergißt aber gewöhnlich, daß Humor seinem vorherrschenden Wesen nach von sehr verschiedener Art sein kann: spöttisch oder übertreibend, drollig, schalkhaft oder rührend, zynisch oder satirisch, harmlos oder närrisch. Das harmlos Fröhliche, das Leichte und Bewegliche ist dem deutschen östlichen Menschen wie im allgemeinen dem Niederdeutschen nicht zu eigen, ja er fällt, wenn er vergnügt wird, leicht ins Derbe. Sein Humor ist ohne Anmut, dagegen ist er vom Verstand regiert und **meist haarscharf. Oft** werden die Worte mit Ironie durchtränkt, was beim Süd- und Westdeutschen leicht den Geschmack von etwas Bissigem aufkommen läßt. In seiner Vorliebe für den Spott, für die ironische, ja mitunter sarkastische Geißelung des Minderwertigen bereitet er sich eigenes Vergnügen ohne die Absicht, den anderen zum Lachen zu bringen. Dies alles in den Sprichwörtern und Redensarten Altpreußens zu verfolgen und aufzudecken, ist überaus reizvoll und vielversprechend. Hier soll nur ein Teilgebiet aus dem umfangreichen Stoff herausgegriffen und vorgelegt werden, die Spruchweisheit, die sich auf den Bauer Altpreußens bezieht.

Was die bezeichnende Ausdrucksweise angeht, so mag eine Art besonders hervorgehoben werden, die der „dramatischen Sprichwörter" (Storm). Vorangesetzt wird oft ein ganz ernstes Sprichwort, dieses aber darauf durch eine Zutat spöttisch erläutert oder gar verdreht: „All' Mann ran! segt de Bur, on hest man eine Jung, on desölwge ös lahm"; „dat schöfft mehr, säd de Bur, on stitt den Kärl möt dem Fot ut de Dör rut"; dat heft nuscht op söck, seggt de Bur, on kömmt leddig ut de Woold"; „wat sön mot, mot sön, seggt de Bur, verkefft de Koh on kefft siner Fru e Parück"; „et mot doch alles was helpe, seggt de Bur, on leet de Osse bi de Koh". Diese Redeweise deckt sich vollkommen mit der im übrigen niederdeutschen Gebiet; man vergleiche z. B. die niedersächsische Redensart: „Womit man ümgeit, dat hangt en an, sä de lütje Dern, da harr se'n Bucksbüdel on Rock".

Betrachten wir nun die geistigen Eigenschaften des altpreußischen Bauern, wie sie sich in den Augen der Mitmenschen widerspiegeln und wie sie die Sprichwörter und Redensarten ans Licht bringen. Da ist zunächst seine Beharrlichkeit, sein „Festhalten am Alten" zu nennen, das ja einen vielbesprochenen Hauptzug der niederdeutschen Wesensart darstellt. Man sagt genau wie in Niedersachsen: „Wat de Bur nicht kennt, dat frett he nicht". Was will das anders bedeuten, als daß der Bauer sich schwer entschließt, etwas Neues zu unternehmen? Oder: „De Bur ös e Bur on blöwt e Bur, on wenn hei bet Möddag liggt".

Die Schweigsamkeit, Zurückhaltung, ja starre Haltung spricht sich in folgenden Redensarten aus: „De Bur kickt de Uhl an, on de Uhl kickt de Bur an". Sie haben sich beide nichts zu sagen. Bisweilen beschränkt sich die Unterhaltung auf ein „Jo, jo, seggt de Bur wenn he nuscht mehr weet".

Mit beißendem Hohn und Spott werden die Schwächen und Fehler des Bauern von seinen Mitmenschen übergossen, besonders seine aufs Materielle gerichtete Sinnesart, z. B. in folgenden Worten: „Wat makt de Bur söck ut ene fette Osse, wenn hei keine heft"; „ok got! sagte der Bauer als er auf der Lausejagd einen Floh fing"; seht, wie de Bur nau'm Düttke springet". Realer Gewinn ist ihm lieb: „Wenn de Bur mit Weite (Weizen) ön de Stadt fohrt, heft hei de Mötz op't linke Ohr", denn er freut sich auf das Geld, das der Weizen einbringt. Sonst klagt er ständig über schlechte Zeiten: „Öck hew ömmer Onglöck, säd de rike Bur, as he sick de Strömp verkehrt antog"; die Hartleibigkeit weicht nur in bestimmtem Falle: „Von Harte (Herzen) gern, seggt de Bur, wenn hei mot".

In seiner Sorge um das Vieh ist er unübertrefflich; ja man schreibt ihm zu, daß ihm dieses sogar über die eigene Frau geht. Etwas seltsam klingen uns die folgenden Worte ins Ohr: „O Gott, o Gott, wat böst du fer e Gott! Nömmst mi de Koh on lätst mi dat Wiew". Solche Klagen hörte man nach Frischbier öfters. Den Tod der Frau überwindet der Bauer leichter, als den eines Stückes Vieh. So hat sich das Sprichwort herausgebildet: „Starwt de Fru und steit de Koh, kömmt ömmer mehr dato", das im Niedersächsischen seine Entsprechung hat: „Glück möt'n hebben! sä de Bur, da störw sine Froo, und kalw sine Koh" (dramatisches Sprichwort!).

Die Einfältigkeit des Bauern wird als Dummheit angesprochen und oft zur Zielscheibe der satirischen, ja sarkastischen Verhöhnung genommen: „Wat versteit de Bur von Gurkesalat? Hei ett em möt e Mestgabel" (dram. Sprichw.). Im Niedersächsischen erscheint gleichfalls das Wort, aber nur im ersten Teil. Ähnlich: „Wat versteit de Bur von Saffran? Hei wöll fer e Düttke, on höllt e groote Koornsack op"; oder: „Wat brukt de Bur e Näs?" Ferner: „Die dommst Lied hebbe de beste Knulle (= Kartoffeln, im Emsland „Schucken"). „In Domnau wachsen die größten Kartoffeln"; das Städtchen Domnau galt als das „Schilda" Ostpreußens, wohl infolge volksetymologischer Gleichsetzung von Dom — mit domm-dumm. „Wenn de Bur ön de Stadt kömmt, freue söck de Kooplied"; denn: „Wenn die Dummen zu Markt gehen, kriegen die Klugen Geld". Wer allzu schlaffreudig ist, von dem sagt man: „Hei haut ön wi de Bur ön e Bicht (= Bucht, Bett).

Auch um Spottnamen ist der ostpreußische Bauer nicht herumgekommen; so mußte er sich die volkstümlichen Bezeichnungen „Kartoffelhengst" und „Schischkebur" (Schischke-Tannenzapfen) gefallen lassen.

Aus allen angeführten Sprichwörtern und Redensarten spricht eine unglaubliche Derbheit und Ungeschminktheit, die sich bei Spott auch vor Übertreibungen nicht scheut, Eigentümlichkeiten, die im allgemeinen den Menschen des gesamten niederdeutschen Gebietes als Naturanlage mitgegeben sind. Altpreußen gehört dem niederdeutschen Sprachgebiet an, hat seine Bewohnerschaft im Mittelalter zum großen Teil aus niedersächsischem Raum bezogen; kann es da wundernehmen, wenn die Art zu denken und zu sprechen gleichläuft mit dem Ursprungslande? „Das Weiche und Leise ist nicht niederdeutsche Art, vielmehr ist es das Derbe" (Lauffer). Auf die ostpreußische Wesensart trifft das westfälische Sprichwort zu: „Wark lies' un wringe week, so krigst du ewig 'ne grise Bleek". Aber — „de Lüt ward finer".

Dämmerung

Das hat der Abend wieder gebracht,
ein stilles, heiliges Funkeln.
Der Tag betäubt. Jetzt bin ich erwacht
zum Zwiegespräch mit dem Dunkeln,
das sich vom Flüstern in dem Geäst
der Wind-durchwanderten Tannen
in Melodien forttragen läßt,
den schwarzen Wald zu umspannen.
Und wie das Lied in die Wolken steigt
zum einzigen einsamen Sterne,
da hat sich das Leben tief geneigt
vor der Sehnsucht und ihrer Ferne.

Gisela Scheu

Ostpreußische Landstadt vor fünfzig Jahren / Von Walter Grosse

„Was ich besitze, sah ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu
Wirklichkeiten.“

Die tiefe Wahrheit dieses Goethewortes hat wohl so mancher aus der älteren ostpreußischen Generation nie so stark empfunden, wie in den Jahren der Heimatferne. Mit einer oft geradezu unheimlichen Schärfe steigen die Bilder längst entschwundener Zeiten herauf — Menschen, Landschaften und Örtlichkeiten. Und so wandern die Gedanken auch zurück in eine Zeit, die erst fünfzig Jahre zurückliegt. Fünf Jahrzehnte sind an sich noch keine übermäßig lange Spanne, und gerade diese lezten fünfzig Jahre haben so viel Umwälzendes gebracht wie früher kaum der Lauf von Jahrhunderten.

Da ist ein kleines ostpreußisches Landstädtchen, eine Kreisstadt, wie es deren wohl an die dreißig in unserer Provinz gab. Sie ähneln sich alle in ihrem Leben, alle sind sie noch stark landwirtschaftlich orientiert. Es sind die Jahre vor 1900, eine Zeit unerhörten stetigen wirtschaftlichen Aufstiegs für das Deutsche Reich. Aber das Leben in den kleinen, industriearmen Städtchen fließt noch ruhig, behäbig in glatten Bahnen dahin. Zwar steht auch für sie die Zeit nicht still, aber doch nur allmählich, nur schrittweise erobern sich die vielgepriesenen Errungenschaften der Technik den Ort. Erst seit wenigen Jahren gibt es in den Hauptstraßen richtige Bürgersteige, „Trottoir“ genannt. Und erst seit kurzem ist ein neues Schlachthaus mit Licht und Luft entstanden. Aber immer noch herrscht die Petroleumlampe, und die Wasserleitung wird noch einige Jahre Zeit brauchen: allabendlich holen die Mädchen zwei Eimer an jeder „Pede“ das Wasser aus den Pumpen in den Straßenecken, und in jeder Küche steht die grün und braun angestrichene große Wassertonne als wichtiger Bestandteil des Haushaltes.

Auf den Straßen erscheinen anstelle der früheren Hochräder die niedrig gebauten „Velozipede“, aber jeder Radfahrer ist registriert. Er muß ein Nummerschild am Rade tragen und darf für seine Fahrerlaubnis alljährlich eine Reichsmark in die Stadtkasse tragen. Jedes Pferd scheut noch vor dem blitzenden Vehikel, an dessen Lenkstange sich stets eine lange Stahlgerte befindet zur Abwehr der Hunde, die das Fahrrad ebenso hassen wie die uniformierten Briefträger.

Von einer Ausweitung des Stadtraumes ist noch nicht viel zu merken. Das Stadtbild hat sich seit Jahrzehnten nicht allzu sehr verändert. Mehr als zwei Stockwerke hat kaum ein Haus. Weder Schrebergärten mit Lauben und Sonnenblumen noch Siedlungen und Wohnstraßen mit Einfamilienhäusern schließen sich an den Stadtrand an.

Unvergleichlich mehr als heute beherrscht das Pferd die Straße. Am Vormittag steht vor den Kolonialwarenläden Fuhrwerk an Fuhrwerk; wer länger zu tun hat, zieht unter in der „Ausspannung“, die zu jedem größeren Laden gehört. Ebenso wie das gemütliche Hinterstübchen, wo der „junge Mann“ oder der Lehrling das Bier vor dem „Landwirtschaftlichen“ kredenzt, den guten weißen Kornschnaps, in geräumigen und auch sogar in „zweietagigen“ Gläsern, je nach Wunsch. Und wenn sich dort zur Dämmerstunde die trunk- und ehrenfesten Stammgäste versammeln, so erhalten sie nach alter Tradition bis zum fünften „Tulpchen“ Grog-Untersätze aus Filz. Vom sechsten bis zum zehnten solche aus Nickel. Und darüber hinaus Ehrenuntersätze aus blankgeputztem, goldschimmerndem Messing.

Was man von Pferden und Fuhrwerken sieht, ist in der Regel anständig und gepflegt, wie es sich gehört. Die Kutscher der großen Güter, die jeder Junge kennt, sind tadellos angezogen, einige in blauen Mänteln, und viele tragen voller Stolz einen gewaltigen Vollbart. Und immer wieder fällt es uns Ostpreußen auf, wie wenig gute Anspannung und gute Fuhrwerke man doch hier in West-Deutschland zu sehen bekommt — kein Vergleich zu den damaligen Zeiten in unserer Heimat, die nun einmal das Land der Pferde war.

Um nur eines noch anzufügen: was war das doch für ein schöner und lustiger Anblick, wenn im Winter zur Zeit der damals sehr üblichen Schlittenpartien zehn, zwanzig hübsch gebaute Schlitten mit fröhlichem, gut abgestimmten Glockengeklingel durch die sonnenbestrahlte Schneelandschaft glitten und die leuchtenden, bunten Schneedecken sich über den Pferderücken bauschten. Es will mir eher scheinen, daß damals, in den neunziger Jahren, die Winter besonders lang und streng waren; vom November bis in die ersten Märztage hinein sind wir manchmal Tag für Tag Schlittschuh gelaufen. Dieser schöne Sport spielte damals in den kleinen Städten wie auch in der Großstadt Königsberg eine weit größere Rolle als später. Auch das stundenlange Tourenlaufen mit den langen Eispickeln war auf den Flüssen und auf dem Haff bis hinüber zur Nehrung sehr im Gange.

Da die Politik keine Wogen schlug, so gab es auch keine großen sozialen Spannungen, wie sich denn überhaupt das ganze soziale und gesellschaftliche Leben ziemlich einfach gestaltete. Es ließen sich im großen und ganzen drei Gruppen unterscheiden: die sogenannten Honoratioren, die Bürger und die Arbeiter, ohne daß diese Kreise nun dauernd schroff und feindlich gegeneinander abgeschlossen gewesen wären.

Zu den Honoratioren zählten vor allen die Akademiker, je nach ihrer Persönlichkeit und ihrem Ansehen auch einige mittlere Beamte und die größten der Kaufleute und der Fabrikanten, soweit es deren gab. An der Spitze von allen stand der Landrat, damals unbestritten der Erste im Kreise. Oft blieb er jahrzehntelang in seiner Stellung und war mitunter auch durch seine Verwandschaft mit dem Kreise eng verbunden. Im Vergleich zu späteren Zeiten war sein Verwaltungsapparat verschwindend klein und altpreußisch einfach: In unserer Kreisstadt war mit Ausnahme des Kreisbaumeisters nur der Rentmeister im Erdgeschoß unter der landrätlichen Dienstwohnung untergebracht. Die Bürgerschaft setzte sich in der Hauptsache zusammen aus Kaufleuten, Beamten, Lehrern, den damals noch sehr zahlreichen Ackerbürgern und den Handwerkern. Zur Gruppe der Arbeiter zählten alle übrigen.

Wenn man es so nennen will, so herrschte wohl eine Art Kastengeist, aber das war von altersher so, und die wenigsten fanden etwas dabei. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, sah keiner groß auf den anderen herab. Man mochte aber gerne unter sich sein und gönnte dem anderen das gleiche



Zeichnung: Lojewski

Vergnügen. Unter den Kaufleuten, vor allem aber unter den alten Handwerksmeistern gab es ganz prächtige, kernige, echt ostpreußische Männer, auf die man sich verlassen konnte. Meist hatten sie Haus, Hof und Garten, verstanden ihre Sache und wurzelten fest im Leben der Stadt. Natürlich gab es in diesem Bilde auch mancherlei Schatten. Der Klatsch blühte, jenes Erbübel aller kleinen Ortschaften, wo einer dem anderen in den Kochtopf gucken kann. Es gab auch allerlei Skandale und Skandälchen, aber im allgemeinen hielt sich das alles in erträglichen Grenzen, und der Herr Amtsrichter machte keineswegs einen überarbeiteten Eindruck.

Für unsere Mütter war das Leben ebenfalls nicht übermäßig aufreibend, wenn auch viele der heute selbstverständlichen Einrichtungen der Hauswirtschaft noch fehlten und Gas sowie Kraftstrom erst gerade am Horizont auftauchten. Die Frage des Personals war keinerlei Problem: Am Ziehtag zu „Martini“ (10. November) kamen die Mädchen mit ihren geflochtenen Reisekörben in Mengen zur Stadt. Lebensmittel wurden beinahe alle ins Haus gebracht. Kaufleute, Fleischer, Bäcker ließen morgens nach dem Tagesbedarf anfragen; Frauen vom Lande brachten „der Madamchen“ ihre in Kohlblätter eingehüllte Butter, ihre Gänse und Enten, sie brachten Beeren und Pilze, Krebse und Aale und im Herbst die köstlichen Neunaugen. Eier wurden nur nach Mandel und Schock verkauft.

In den neunziger Jahren gab es noch sehr wenig Genossenschaften und auch wenig Aufkäufer für die Großstädte, und so blieb wohl meistenteils das, was im Kreise an Lebensmitteln erzeugt wurde auch im Kreise. Es war daher alles billig, jeder lebte auf seine Weise gut, und wenn man daran denkt, daß in solch einer Kreisstadt von 4—5000 Einwohnern außer dem Kreisphysikus selten mehr als ein Arzt und kaum je ein Zahnarzt war, so muß man wohl zu der Überzeugung kommen, daß die Menschheit weniger krank und auch nicht so wehleidig war wie heute. Es gab keinen Zahnarzt, aber fast jeder Frisör zog mehr oder weniger geschickt einen Zahn für 25 bis 50 Pfennig, je nach dem Kraftaufwand. Das möchte ich jedoch nicht als einen Vorteil der damaligen Zeit hinstellen.

Behäbige Genügsamkeit und konservative Sinne zeigten sich auch in der Kleidung, selbst bei der Damenwelt fanden die Regeln der neuesten Mode eine nur stark gedämpfte Beachtung. Man sah lieber auf solide und vor allem dauerhafte Stoffe, und wer sich einen Gehrock machen ließ oder einen Zylinder kaufte, glaubte damit für seine gesamte Lebenszeit versehen zu sein. Und vollends die Kinder trugen noch lange mit Stolz die umgeänderten Bekleidungsstücke ihrer Erzeuger oder älteren Geschwister. Andere wären auch viel zu schade gewesen für die vielen Spiele in Wald und Feld, in Kiesgruben und an den Bächen. Wobei mit am schönsten im Herbst die Kartoffelfeuer waren: Noch heute tut mir jeder leid, der sich nie eine halbgeplatzte Kartoffel aus der glühenden Asche herausgeholt und sie nach langem „Räuber- und Soldatspiel“ mit berechtigtem Hunger verzehrt hat.

Die Genügsamkeit jener Jahre zeigte sich auch auf dem Gebiet des Reisens. Natürlich wurden die notwendigsten Geschäftsreisen gemacht, aber eine alljährliche Sommerreise, und sei sie auch nur bis zur Samlandküste, hielten nur ganz wenige für nötig. Allenfalls wurde einmal ein kurzes Wochenende in Cranz verbracht. Man lebte ja in den kleinen Städten noch mitten in der Natur und war am Feierabend mit wenigen Schritten in der Feldeinsamkeit. Man ging dann auch damals weit mehr außerhalb der Stadt spazieren als später. Die vielen stillen Feldwege mit ihren Blumen und Gräsern verlockten dazu, und noch heute klingt mir der eigenartige friedliche Doppelruf der Wiesenschnarre — Wachtelkönig heißt der Vogel ja wohl — in den Ohren, der an Frühlingsabenden unaufhörlich aus den mit violettem Wiesenschaumkraut und gelben Dotterblumen besäten Wiesen emporstieg.

An schönen Sonntagnachmittagen wurden auch größere Ausflüge in die Wälder unternommen, oft in großer Gesellschaft auf Leiterwagen. Man schämte sich dieser Beförderungsart keineswegs und auch das unvermeidliche Rütteln und Schütteln tat dem Frohsinn und dem Gesang keinerlei Abbruch.

Um aber auch etwas Anteil am Leben der großen Welt zu haben, war an Sonnabenden der Bahnhof ein beliebtes Ziel. Es gab noch keine Bahnsteigsperre, man spazierte auf dem „Perron“ an die Züge heran, sah, wer ankam und abfuhr, bis die große Bahnhofsglocke mit drei Schlägen das Zeichen zur Abfahrt gab.

Noch so vieles könnte man aus jenen Jahren berichten, von den stets durstigen Polizeiwachtmeistern, von den Nachtwächtern mit Spieß und Feuerknarre, von allerlei Kneipen, von alten Originalen, die damals noch in der Fülle ihrer Pracht herumwandelten oder auf sonnigen Bänken ihre Prise nahmen. Zwei Weltkriege und die Vertreibung aus Ostpreußen haben erschreckend aufgeräumt unter der Generation, die jene Jahre vor 1900 noch mit Bewußtsein durchlebt hat. Wer die noch kennt, wird gerne an sie zurückdenken.

Maienlied

Von Simon Dach

Wir sehn sich jetzt erfreuen
Der Erden ganzes Haus,
Die schöne Lust der Maien
Lockt Dorf und Stadt hinaus.
Mein Herz beginnt zu wallen,
Wann sich das Luftvolk schwingt
Und läßt ein Lied erschallen,
Daß Berg und Tal erklingt.

Die Herden gehn sich weiden:
Ihr träger Hirtenmann
Hebt hoch auf grüner Heiden
Ein freies Waldlied an,
Sieht, wie in großen Haufen
Dort um der Flüsse Rand
Die Herden sich belaufen,
Und wünscht ihm gleichen Stand.

Indem daselbst von weitem
Ein klares Bächlein quillt,
Das sich von beiden Seiten
In Gras und Laub gehüllt
Der Scherz herrscht aller Massen,
Die Lust bezwingt das Leid,
Die Welt ist ausgelassen
Mit Lieb' und Freundlichkeit.

Professor Dr. Kraus:

Kants Gedanken von Krieg und Frieden

Wie alljährlich, so versammelte sich in Göttingen die aus der Tischrunde des großen Königsberger Philosophen entstandene „Gesellschaft der Freunde Kants“ aus Anlaß des Geburtstages Kants zu ihrem traditionellen „Bohnenessen“. Der Vorsitzende der Gesellschaft — „Bohnenkönig“ genannt —, wird dabei in der Weise ermittelt, daß alle Mitglieder der Gesellschaft eine Torte oder einen Kuchen essen, in den eine Bohne hineingebacken ist. Wer die Bohne erhält, ist Bohnenkönig. Die rechts und links neben ihm Sitzenden, sind seine „Minister“. Es ist weiterhin üblich, daß bei diesem Bohnenessen der „Bohnenkönig“ des vorübergegangenen Jahres durch einen wissenschaftlichen Vortrag ehrend des Lebens und des Werks des großen Mannes gedenkt, dessen Namen die Gesellschaft trägt.

Der bekannte Völkerrechtler der Universität Göttingen, Prof. Dr. Herbert Kraus, sprach als bisheriger „Bohnenkönig“ über das hochaktuelle Thema: „Von ehrlicher Kriegsführung und gerechtem Friedensschluß“, wobei er zunächst hervorhob, daß es Kant weniger um die Organisation von Staatenbünden ging, als vielmehr um das materielle Problem der Erstreckung des Rechts auf die Beziehungen zwischen Staaten. Für Kant ist die Herrschaft positiven Rechts zwischen den Staaten — wie die Herrschaft des Rechts überhaupt — ein Postulat der praktischen Vernunft. Dementsprechend ist für Kant der Krieg ein gesetzloser Zustand, der nur dadurch beseitigt werden kann, wenn sich die Staaten dem positiven Völkerrecht als einer Friedensordnung unterstellen. Frieden und damit das kategorische Veto gegen den Krieg ist für Kant ein Postulat der praktischen Vernunft, und als solches eine regulative Idee, d. h.: Frieden ist ein ewig zu erstrebendes Ziel! So ist seine Schrift vom „ewigen Frieden“ zu verstehen. So erklären sich auch seine Ausführungen über das Recht im Kriege und nach dem Kriege, d. h. über das Recht des Friedensschlusses.

„Vom „Recht im Kriege“ — d. h. vom Recht in einem gesetzlosen Zustand — sprechen kann man nur dann, wenn damit die Forderung ausgedrückt wird, den Krieg nach solchen Grundsätzen zu führen, daß es immer möglich bleibt, wieder in einen rechtlichen Zustand einzutreten. Die Art und Weise der Kriegführung darf die Möglichkeit der Herbeiführung einer zwischenstaatlichen friedlichen Rechtsordnung nicht verbauen. Diesem sind selbstverständlich Ausrottungs- und Unterjochungskriege zuwider. Aber auch der Strafkrieg ist dem zuwider, weil Strafe nur im Verhältnis von Oberen zu ihren Unterworfenen zulässig ist. Staaten aber voneinander unabhängig sind. Diese Regeln gelten auch einem ungerechten Feinde gegenüber. Ein ungerechter Feind ist insbesondere ein vertragsbrüchiger Staat.

Gegen eine solchen „barbarischen“ Staat dürfen die anderen Staaten sich zusammentun, aber auch sie sind bei der Kriegführung an die naturrechtlichen Schranken gebunden. Sie dürfen sein Land nicht teilen, sondern nur veranlassen, daß er eine neue Verfassung annimmt, die der Neigung zum Kriege ungünstig ist. Es bestehen also — nach Kant — sowohl Schranken für die Kriegführung wie auch für den Sieger. Kein totaler Krieg. Achtung des Privateigentums, keine Ausplünderung der Bevölkerung, keine entschädigungslose Requisition, Verbot unanständiger Kriegsmittel und inhumaner Kriegführung: Das ist es, was Kant fordert. Vor allem aber gelte insbesondere die Forderung des ersten Präliminarartikels zum ewigen Frieden: Daß die Vertragsteile auf der Grundlage der bei Kriegsende vorliegenden Gegebenheiten einen neuen Anfang für ihre gegenseitigen Beziehungen machen sollen. Hierin liege der Gedanke der Generalbereinigung, des Vergessens und der Amnestie wie auch der einer Auswechselung der Gefangenen. Selbst die Kriegsschuldfrage darf bei Friedensschluß nicht mehr gestellt werden: auch nicht dem ungerechten Feinde gegenüber, ja Kant führt diesen Gedanken so weit, daß er sogar die Erstattung der Kriegskosten ablehnt, da damit der Krieg nachträglich zu einem Strafkrieg erklärt würde. Keinesfalls aber darf der besiegte Staat zu einer Kolonie herabgewürdigt werden.

So sind, schloß Prof. Dr. Kraus, Kants Lehren von der ehrlichen Kriegführung und vom gerechten Friedensschluß eine in unsere unmittelbare Vergangenheit und in die Gegenwart hineinreichende Anklage und Mahnung. Wenn aber der bevorstehende Frieden ein Kantischer Frieden würde, so könnten wir und die Welt mit Zuversicht in die Zukunft schauen. —

Nach dem Vortrage überreichte Prof. Kraus dem früheren Kurator der Albertus-Universität Königsberg, Dr. h. c. Hoffmann, ein Exemplar der soeben im Verlag J. C. B. Mohr-Tübingen erschienenen Schrift mit dem Bemerken, daß diese Ausführungen ihm als dem früheren Kurator der Universität Kants und als Neubegründer der „Gesellschaft der Freunde Kants“ nach 1945 gewidmet seien.

Neuer „Bohnenkönig“ wurde der frühere Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Königsberg und Direktor des weltbekannten Bernstein-Instituts, Prof. (emeritus) Dr. Andrée, Göttingen. — Die Gesellschaft ernannte aus gleichem Anlaß der Feier des Geburtstages Kants Graf Brünneck-Belschwitz, vorm. Landeshauptmann von Ostpreußen und Vorsitzender des Universitätsbundes zu Königsberg, zu ihrem Ehrenmitglied.

Ernst Wiechert schwer erkrankt

Ernst Wiechert, der in der Schweiz lebende Dichter, ist schwer erkrankt. Er hat sich einer schwierigen Operation unterziehen müssen und liegt, an beiden Beinen gelähmt, gegenwärtig in einem Züricher Krankenhaus.

Ernst Wiechert hatte vor seiner Erkrankung gerade sein neues Buch „Missa sine nomine“ beendet, das im Herbst erscheinen wird.

Farbfilm der Kurischen Nehrung

Der einzige noch existierende Film über die Kurische Nehrung ist ein Farbfilm, der sich im Besitz von Dr. Ecke von der Zentralstelle für Naturschutz und Landschaftspflege befindet, und kürzlich in Wiesbaden den ostpreußischen Landsleuten gezeigt wurde.

Die ausgezeichneten Aufnahmen lassen die Nehrung mit ihren verträumten Fischerdörfern, den Nehrungswald und die Wanderdünen vor unserem Auge wieder auferstehen. Anschaulich sind auch die Bilder über die fortwährende Bewegung der „lebenden“ Berge, die in ewiger Unrast gegen das Haff wandern — in ruhigen Zeiten 6 bis 8 Meter im Jahr.

Hier lag das Land der Vogelzucht-Forschung mit der Vogelwarte Rossitten. Und zwischen allem zog der Elch seine Bahn. Wie Dr. Ecke mitteilte, sind die letzten bei überlebenden Elche in den Leningrader Zoo überführt worden. Damit ist deutsches Elchwild in freier Wildbahn erloschen.

Nur drei Prozent

Bei einem Anteil der Heimatvertriebenen an der westdeutschen Gesamtbevölkerung von 18 Prozent beträgt der Hundertsatz heimatvertriebener Studenten an den westdeutschen Hochschulen jedoch nur 3 Prozent. Der Anteil der Heimatvertriebenen an der Arbeitslosigkeit dagegen beträgt 40 Prozent.

Walter Sperling:

Unvergessenes Ermland

Das Gesicht der ostpreußischen Landschaft ist reich an freundlichen Zügen; eine gütige Vorsehung hat den schon hart umbrandet gewesenen nordöstlichen Winkel unseres größeren Vaterlandes reich mit Schätzen beschenkt, die das Auge entzücken und Ruhe ins Herz legen.

So auch mit dem schönen Ermland, dessen sanfte Höhen und stillatmenden Wälder sich von der Küste des Frischen Haffs bis zu den Guberhöhen und dem Alletal hinziehen. Unvergeßlich sind uns die Bilder dieses gesegneten Landes ...

Kleine, saubere Städtchen, rote Ordensburgen und altersgraue Kirchen lagen im Grün des herrlichen Ländchens eingestreut, in dessen Tälern silberhelle Wässerchen eilig ihrem Ziel zustreben.

Wer vom Haff her der ermländischen Küste näherkam, sah schon von weitem den gotischen Pfarrturm der um 1241 vom Deutschen Ritterorden gegründeten Hauptstadt Braunsberg, und unweit auf steiler Höhe den erhabenen Dom des Koppernikus und das Städtchen Frauenburg; beides Siedlungen mit großer geschichtlicher Vergangenheit, deren steinerne Zeugen und Überlieferungen zu uns



Das Ordensschloß Allenstein. Hier wirkte Nikolaus Kopernikus viele Jahre

sprachen vom deutschen Werden des Ostlandes, denn nicht immer hat im Zeitgeschehen die goldene Abendsonne von der Frischen Nehrung her ein friedliches Bild überstrahlt ...

Wie Torposten hüten diese beiden Haffstädte den Eingang zum Ermland, das noch manche Städteperle barg, so das einzigartige Heilsberg im grünen Simsertal, dessen Hochschloß weit aus dem Dächergewirr der urwüchsigen Kleinstadt — mit dem unverfälschten schlesischen Gesicht! — herausragte, und das idyllische Wormditt, dessen wunderhübscher, kleiner Markt von einem überdachten, säulengetragenen Laubengang umgeben war. Das hochgiebelige Rathaus, ein Meisterwerk gotischer Baukunst, zu dessen Füßen sich winzige Häuschen und Verkaufsbuden drängten, barg in seinem schmucken Dachreiter die älteste Glocke des Ermlandes, die seit 1384 wohl zu manchen Nöten ihre eherne Stimme ins Land hinaus gesandt haben mag.

Wer kennt die Schönheit des ermländischen Walschtales, in der Nähe des Städtchens Mehlsack, oder die verträumte Eigenart Guttstadts mit seinem malerischen Storchenturm? ... In unmittelbarer Nachbarschaft dieser alten Ordenssiedlungen rauschen die Wälder, in denen man noch bis in unsere Tage Spuren vorgeschichtlicher heidnischer Opferstätten fand. Hier saß das mächtige Geschlecht der Glottiner, die dem Ritterorden einstmals blutigen und heftigen Widerstand leisteten.

Zwischen grünschimmernden Zauberseen stehen auf sanften Hügeln die vieljahrhunderte alten Städtchen Bischofsstein, Seeburg und Wartenburg; Siedlungen, die um 1300 im Schatten wuchtiger Burgen entstanden, die der Orden den heidnischen Litauern entgegensetzte. Die Krönung aller aber bleibt die ostpreußische „Wartburg": Rössel, deren Zinnen und Türme seit 1241 ins Bartenland hinausschauen — heute noch! —, und in deren romantischen Burghof es sich so schön träumen ließ von der Ordenszeit, vom Preußenaufstand um 1260, vom Städtekrieg 1453 bis 1463 und vom Reiterkrieg (1520—23), und von all den großen Bedrängnissen, die der Zeitenlauf mit sich brachte.

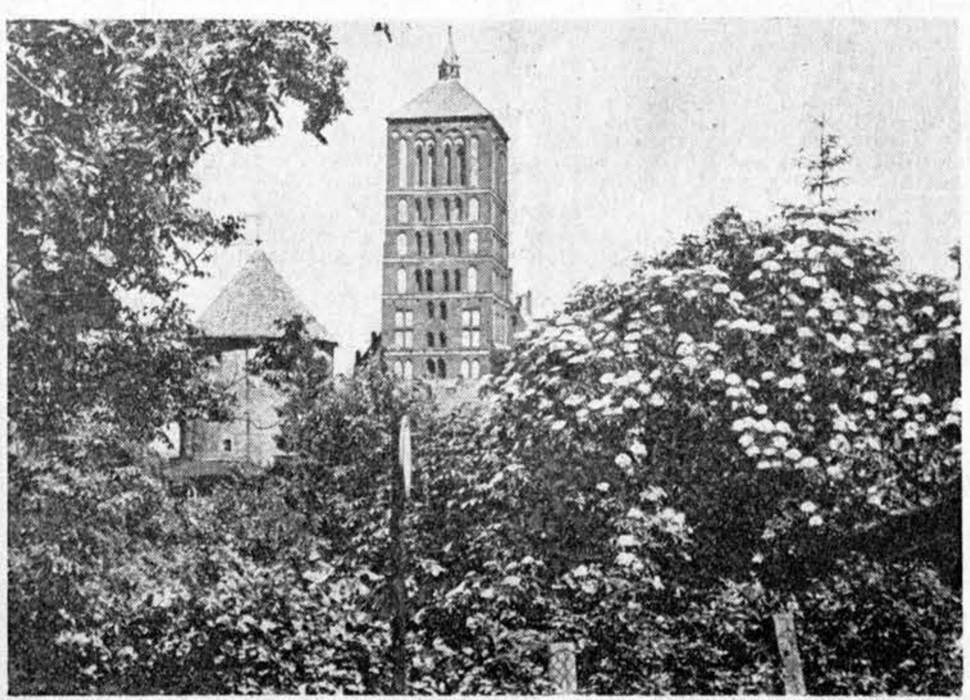
Feierliche Stille lag über der entzückenden kleinen Stadt und ihrer Burg, von deren Wehrtürmen nicht mehr zur nächtlichen Stunde die Pechfeuer flackerten ... Und heute? ... Vielleicht sind ihre Tore geschlossen; vielleicht ladet nichts mehr zum besinnlichen Verweilen ....

Weiter südlich, als letzter Eckpfeiler des Ermlandes steht das stolze Ordensschloß Allenstein; eines der besterhalten gewesenen Baudenkmäler des Ostens, mit seinem großen, weithin sichtbaren Rundturm und den massigen Anbauten, an deren Mauern sich die gleichnamige Stadt anschloß, die noch in neuerer Zeit Schauplatz bedeutender geschichtlicher Ereignisse wurde. Hier entschied sich nach dem ersten Kriege das einstweilige Schicksal Ostpreußens in einem einzigartigen Bekenntnis zum Deutschtum.

Rote Burgen, stolze Schlösser, erhabene Dome; malerische Städtchen und liebliche Dörfer; Wälder und Seen, die unseren Vorfahren heilig waren, wie von einer Riesenhand auf den grünen Teppich Ostpreußens ausgestreut, — das war unser Ermland; eine der schönsten Gegenden Deutschlands überhaupt. Es bleibt unvergessen.



Der romantische Innenhof der Ordensburg Rössel, unweit des Wallfahrtsortes Heiligelinde



Der Turm der Pfarrkirche in Braunsberg, der Stadt der vielen Internate und Seminare. Links ein alter Wehrturm der Stadtbefestigung.

Sämtl. Aufnahmen: Walter Sperling

Kulturelle Frauenarbeit in Ostpreußen

„— — Wie erschüttert war ich, als ich nach einem arbeitsreichen Tage das Wort fallen hörte: „Der Mann ernährt die Frau!"", sagte Frau Elisabeth Boehm-Lamgraben, die Gründerin der „Ostpreußischen Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine" auf der Feier ihres 70. Geburtstages.

„Sollte denn", so fuhr sie fort, und wenn auch ihre Stimme nicht weit trug, so sind uns doch Ausdruck und Betonung noch heute, nach 21 Jahren, gegenwärtig, „— sollte denn alle oft über das Maß des geistig und körperlich Möglichen hinaus gefeierte Arbeit der Hausfrau bei Ernährung und Erhaltung der Familie überhaupt nicht zählen? War allein die Leistung des Mannes in der Außenwirtschaft etwas wert? In diesen Tagen, meine lieben Hausfrauen, beschloß ich, unserer Arbeit die Anerkennung zu schaffen, die jedem anderen weiblichen Beruf gezollt wird."

Frau Boehm und ihre Nachfolgerinnen schafften es. 1898 war in Rastenburg, ihrer Kreisstadt, der erste „Ostpreußische Landwirtschaftliche Hausfrauenverein, L. H. V. genannt, gegründet worden, mit einer Verkaufsstelle, welche für die reinen Verwaltungskosten alle Erzeugnisse des ländlichen Haushaltes verwertete. 1933 bestand in fast jedem ostpreußischen Ort ein Hausfrauenverein, in fast allen größeren Städten eine Verkaufsstelle.

Gelegentlich im Überfluß vorhandene Erzeugnisse sollten zwar angenommen, grundsätzlich aber nur gute Ware den Stadtfrauen geboten werden. Dazu mußten die Hausfrauen aller Besitzgrößen und ländlich interessierten Kreise zusammengeschlossen, ihre Arbeit durch Vorträge und Lehrgänge qualitativ verbessert, und die Anerkennung dieser Arbeit als Beruf auf solche Weise wirtschaftlich gut unterbaut werden.

Wie danken wir es dem weitsichtigen Direktor der Gärtnerlehranstalt in Tapiau, Herrn Hildebrandt, daß er uns frostharte Obstsorten heranzog, welche uns in den schweren Wintern nicht mehr erfroren, und einfache arbeitsparende Geräte vorführte, die in der Anstalt ausprobiert waren. Welch treuer Berater war uns Landwirtschaftsrat Prof. Meyer, ein aus der Praxis hervorgegangener Mann, der die Geflügelzucht-Versuchsstation Waldgarten und später die Brutzentrale unter sich hatte.

Wir besinnen uns der zahlreichen Besichtigungen der Blindenanstalt, des Botanischen Gartens mit seiner Blütenpracht und der ganz besonders gut geführten Privatbetriebe. Zu letzteren zählte das Gut Holstein am Frischen Haff. Wir fuhren bei strahlender Sonne mit dem Dampfer den Pregel herunter durch die Stadt an den herrlichen Fachwerkbauten der Speicher vorbei — da lag die weite blaue Wasserfläche, am Ufer der barocke Garten des Gutshauses mit den hohen Bäumen und immergrünen Kugelgewächsen — kühl und dämmerig — dahinter die flachen Haffwiesen mit leuchtend hellviolettem Schaumkraut übersät!

Wir denken an unsere Weihnachtssitzungen — an unsere Herbstausstellungen, in denen alles gezeigt wurde, was die Landfrau im Laufe des Jahres erarbeitet hatte. Da waren feinste Teewurst, buntverziertes Gebäck, handbreiter schneeweißer Speck, Stricksachen und Stickereien und käkelndes, kräftiges Zuchtgeflügel, fein geflochtene Adventskronen. Wer kennt nicht die farbenfreudigen Ausstellungsräume in „seinem" L. H. V.?

Unter den Mitgliedern gab es dann gegenseitige Hochachtung und Anerkennung — manchmal auch ein bischen Neid, das ist ja menschlich, und ging in der Menge unter! Die letzte, langjährige Vorsitzende des Provinzial-Verbandes aller L. H. V. Ostpreußens, Frau Siebert, Corben, hatte dafür ein stets wiederkehrendes Wort: „Es menschelt!"

Aber auch einige ihrer Richtlinien verdienen es, festgehalten zu werden: „Einmal, liebe Landfrauen, vergessen Sie nie den Bleistift!" Das bedeutete: die genaue Rentabilitäts-Berechnung vor und nach neuen Anschaffungen und Einrichtungen.

Mit dem Bleistift hatte sie auch berechnet, daß neben unserer „Urzelle", der Verkaufsstelle Münzstraße, die Einrichtung des großen neuen Ladens in der Hufenallee notwendig und ertragreich wäre. Dort kauften dann die Königsberger Geschäftsleute, welche „Auf dem Hufen" vor der Stadt wohnten. „Die Münzstraße", so hieß kurz unser Laden, wurde umgebaut und bis auf die Rückseite des Hauses erweitert, so daß das niedrige helle Büro unserer nimmermüden Leiterin, Frau Brun, auf die Bäume des Schloßteichufers sah.

Frau Siebert führte schließlich die Verkaufsstellen in die Raiffeisen-Genossenschaft über.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß das Schwergewicht der Arbeit in den L. V. H. auf den Absatzmöglichkeiten gelegen hätte. Gerade unter Frau Siebert, Corben, schälten sich zwei Ziele stark heraus: die praktische Weiterbildung der Landfrau zum Segen ihrer Familie, und Förderung des Zusammenschlusses zum Segen des ganzen Landes. Ihr „caeterum censeo" bei allen Gelegenheiten, wo Streit entstehen konnte, war: „Stellen Sie die Sache über die Person! Die Sache aber ist: Der Dienst an der Heimat!"

Als Dienst an der Heimat faßte sie auch die Gründung immer weiterer kleiner L. H. V. in den Dörfern auf, um auch den Kleinbesitz und die Frauen der dem Land nahestehenden Berufe für Vervollkommung ihrer Leistungen und zum Stolz für ihren Stand zu gewinnen. Und zwar in der Zeit der Landflucht und der schweren landwirtschaftlichen Krisen im Osten. Die Vorsitzenden und Beraterinnen für Haushalt, Garten und Geflügelhaltung wurden in Lehrgängen auf die praktische Handhabung ihrer Ämter hingewiesen.

Betriebe wurden gemeinsam besichtigt. Die Mitglieder wurden selbst herausgezogen, über Wirtschaftsgebiete, in denen sie als tüchtig galten, zu sprechen, das schuf Gemeinsamkeit. Sehen wir nicht noch die Besitzerfrau aus Stangau im Samland, die eine bekannte Gänsezucht hatte, mit aufgeregt zitternden Händen ihr Notizblatt halten — sie hatte durchaus nicht „vor die alle allein reden" wollen, trotzdem erfuhren wir klar und genau, wie sie die empfindlichen kleinen Gössel in der ersten Zeit behandelte.

Welcher Zusammenhalt wurde durch diese gemeinsame Arbeit an der Scholle zwischen Menschen verschiedener Schichten geschaffen! Die Freude am Beruf, der Stolz auf die Heimat wuchsen — — — gefördert durch das unvergeßliche Kulturwerk der Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine in Ostpreußen!

Carla v. Bassewitz

★ UNSERE HEIMATKIRCHE ★

Ostpreußische Bauernfreizeit

Einen Blick in die Gesichter der aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zusamengekommenen Teilnehmern einer Tagung in Beienrode bei Königslutter zauberte wie mit einem Schlage ein Bild der ostpreußischen Heimat vor unsere Augen: Ostpreußische Bauern aus allen Teilen der Provinz. Da spiegeln sich plötzlich wieder die dunklen Kiefernwälder Masurens in den klaren Seen, die lieblichen Höhen des Oberlandes tauchen auf, weiße Wolkengebirge leuchten über dem Pregeltal, Elche stapfen durch den binsenbewachsenen Sumpf der Niederung und damit nichts an Erinnerung fehlt, treibt der Fischerkahn aus Karkeln über das blaue Haff den gelbgleißenden Dünen der Kurischen Nehrung entgegen.

Die wortkargen und doch so vielsagenden Schilderungen der Friedenszeiten in der Heimat laufen so ziemlich auf eins heraus: Wir kamen voran durch unserer Hände Arbeit. Ein gesegnetes Land, ein fruchtbarer Boden gaben uns Brot und Heim und eine Zukunft für unsere Kinder. Die große Störung trat für die meisten nicht erst durch den Krieg ein; sie kam schon früher durch die Machtergreifung Adolf Hitlers, durch die damit einsetzende Kirchenverfolgung. Denn es waren Männer der Bekennenden Kirche, die hier erzählten. Kleinliche Behinderungen des Gemeindelebens, politische Bedrohungen, für einzelne auch Verhaftungen sind die Merkmale, die Schlimmes verheißen.

Dann kommt der Krieg. „Im Jahre 1914 waren bei uns die Kirchen bei Kriegsbeginn so überfüllt, daß man keinen Platz mehr bekam, 1939 war unsere Kirche geschlossen, der Pfarrer im Gefängnis. Das hätte uns aufmerken lassen sollen". so erzählt ein Bauer. Und dann entrollt sich das traurige Bild, das wir alle kennen: Die Männer im Felde, die Frauen allein daheim mit den Kindern mit fremdländischen Arbeitern unter wachsendem Druck durch die Partei. Und schließlich das fürchterliche Ende der allgemeinen Flucht und Vernichtung, das Chaos schlechthin.

Einer nach dem andern berichtet, und wie gebannt lauschen die Hörer, blättern im Buch der Erinnerung: Vergangen, zerbrochen, „wo bleiben all die Bilder?"

Als letzter in der Reihe der Bauern spricht ein Mann, der keinen ostpreußischen Akzent hat, ein Fremder und doch ein Freund. Kind eines anderen Landes und doch von merkwürdig anderem Schicksal. Ohne seinen Bericht wäre das Bild, das sich uns entrollt, mangelhaft. Es wäre wie ein Sehen mit nur einem Auge. Es fehlte die Tiefe, die Perspektive.

Pastor André Trocmé stammt aus St. Quentin in Frankreich. Wem von uns älteren weckte dieser Name nicht Erinnerugnen an den ersten Weltkrieg, an siegreiche Vormärsche, an rauschende Begeisterung. Hören wir den Bericht der anderen Seite: Bei uns in Nordfrankreich waren die Zerstörungen allgemein, auch unsere Fabrik, auch mein Vaterhaus verschwand vom Erdboden. Schon im ersten Weltkriege sahen wir bei uns russische Gefangene, die beim Bau der Hindenburglinie an Hunger starben. Es war verboten, ihnen zu helfen; was wir für sie taten, mußte in aller Heimlichkeit geschehen.

Wir haben nach dem Kriege wieder aufgebaut, was zerstört war. Mit großem Fleiß und in harter Arbeit wurde alles noch schöner und besser wieder hergestellt, um im zweiten Weltkrieg nochmals vernichtet zu werden. Da hatte meinen Vater die Kraft verlassen, um noch ein drittes Mal zu beginnen. Er ist als alter Mann in Armut, fern der Heimat, gestorben. Wir haben alles, wovon ihr erzählt, auch kennengelernt: Besatzung, Ausplünderung, Evakuierung, Zwangsarbeit und das Konzentrations-Lager. In unserem Kirchenkampf ging es nicht wie bei euch um Glaubensfragen. Da hat uns die Gestapo weitgehend Freiheit gelassen, es ging bei uns um die Rassenfrage. Unsere Kirche konnte die Verfolgung einzelner Völker und Rassen durch den Nationalsozialismus nicht unwidersprochen hinnehmen. So kam es zu einer ausgedehnten Aktion zur Rettung der verfolgten Juden.

Pastor Trocmés Bericht streift diese Dinge nur am Rande. Aber wir- die ihn kennen, wissen, daß damals, als der französische Justizminister die Auslieferung der Juden anordnete, sein Dorf in Südfrankreich den Gehorsam verweigerte. Kirchenrat und Pastoren arbeiteten zusammen und als André Trocmé und sein Freund Pastor Theiss ins KZ. gebracht wurden, führte die Gemeinde das Werk der Barmherzigkeit entschlossen weiter, „wie bei uns in Ostpreußen im Kampf der Bekennenden Kirche", so sind wir versucht, zu sagen.

Aber diese Geschichte geht noch weiter, und täte sie es nicht, so wäre sie trotz allem Mut und alle Hingabe doch nur eine Sache des Widerstandes gegen die Tyrannerei sehr heldenhaft, sehr uneigennützig, — aber sie ist mehr.

200 deutsche Soldaten, darunter Gestapobeamte, die gefangen genommen und in das Dorf gebracht worden waren, um von Maquis erschossen zu werden, wurden von der Gemeinde Se Chambon in Schutz genommen. Jetzt zeigte es sich, daß der Geist der Versöhnung, wenn er echt ist, keine Schranken kennt. Die Deutschen wurden gerettet und Pastor Trocmé brachte ihnen sonntäglich in ihre Internierung die gleiche Botschaft, die er seiner Gemeinde verkündete, die Botschaft von der vergebenden Liebe Gottes, die nicht Halt macht vor Elenden und Sündern.

Pastor Trocmé war zu uns gekommen, um mit den ostpreußischen Bauern eine praktische Frage zu besprechen. Er war eine Bote, der Bote seiner Gemeinde und zugleich anderer hugenottischer Gemeinden Südfrankreichs. Es gab eine Zeit vor 200 Jahren, als die preußischen Könige hugenottische Familien, die um ihres Glaubens willen die Heimat verlassen mußten, bei sich aufnahmen. Viele sind damals bei uns in Ostpreußen ansässig geworden. Wir kennen alle die französisch-reformierte Kirche in Königsberg, die damals gegründet wurde, wir erinnern uns an manche Namen französischen Ursprungs unter unsere Landsleuten. Viele Jahre sind darüber hingegangen. Die damaligen Franzosen sind gute Ostpreußen geworden.

Aber die Erinnerung an jenes Werk der Barmherzigkeit ist lebendig geblieben. Heute greifen Hugenotten sie auf. Was ihr damals an unseren Vätern getan habt, das wollen wir heute euch, Flüchtlingsbauern Ostpreußens, vergelten, lautet ihre Botschaft. Sie haben ein karges Land, sie selbst sind arme Landleute. Was sie tun wollen, wird nur wenige Bauernfamilien erfassen. Aber es wird ein Zeichen werden, gesetzt in einer Welt voller Neid und Haß, zu zeugen, daß Liebe und Versöhnung auch heute nicht erstorben sind.

Ein hugenottischer Emigrant, Flüchtling wie wir Ostpreußen heute, der Frankreich, seine Heimat, verlassen mußte, um sie nie mehr wiederzusehen, und der als Heimatloser ein deutscher Dichter geworden ist, singt von dem Land, das ihm unvergeßlich bleibt:

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

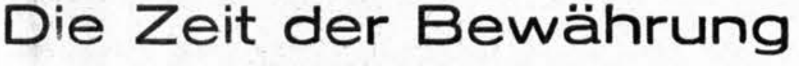
Sei fruchtbar, o teurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Wenn es uns beschieden sein sollte, heute den umgekehrten Weg wie die Hugenotten in ihr Vaterland zu ziehen, so wollen wir nicht vergessen, daß die Gedanken an unsere unvergeßliche Heimat Gedanken nicht des Hasses, sondern der Liebe, nicht des Fluches, sondern des Segnens sein müssen, damit unser Weg und der unserer Kinder aus Elend und Verzweiflung zu neuem Hoffen emporführt.

Ilse Iwand, Göttingen



Das Mahnmal von Bremerhaven



Die Zeit der Bewährung

Am Karfreitag wurde in Bremerhaven ein Mahnmal zur Erinnerung an die Toten Ostdeutschlands eingeweiht. Die Weiherede hielt Spdt. Gehrke aus Stolp, — für die Ostpreußen sprach P. Helmut Walsdorff, jetzt in Schiffdorf bei Bremerhaven, folgende Worte:

Als vor 700 Jahren die Ordensritter in das Land jenseits der Weichsel kamen, als sie ihre Burgen und unsere Kirchen bauten und in Stadt und Land Siedler gerade auch aus dem niedersächsischen Raum ansetzten, die deutsche Kultur mitbrachten, als sie bei Rudau siegten und bei Tannenberg unterlagen, haben sie das Siegeslied der Christenheit mitgebracht: „Christ ist erstanden von der Marter alle . . ."

Nachdem der Ordensstaat seine Aufgabe erfüllt und sich selbst überlebt hatte, der letzte Hochmeister Albrecht von Hohenzollern das Herzogtum Preußen proklamierte, die Lieder der Wittenberger Nachtigall schnell bis in unsere Heimat drangen, Melanchthons Schwiegersohn als erster Rektor an der jungen Universität am alten Dom in Königsberg wirkte, da wohnte in Pomesanien Paul Speratus. Im Gefängnis hatte er sein Lied gedichtet: „Es ist das Heil uns kommen, her von Gnad und lauter Güte . . .", da stand auf der Kanzel der ersten Altstädtischen Kirche, unter deren Altar Hans Luther, Martin Luthers Sohn, beerdigt war, Johann Gramann, und die Gemeinde sang sein Lied: „Nun lob mein Seel' den Herren . . ." Im hohen Schloß stimmte der Herzog selbst die Leier, leidgeprüft und glaubensstark: „Was mein Gott will, das gescheh allzeit, sein Will, der ist der beste!"

Hundert Jahre später verwüsteten die Greuel des dreißigjährigen Krieges das große, weite Deutschland und wohl viele flüchteten in das sichere Preußenland, dessen Universität nun eine besondere Blüte erleben durfte, die Tartaren aber nochmals weit ins Land einfielen, da hatte Königsberg seine eigene Dichterschule in der Kürbislaube. Simon Dach, den wir als den Dichter des Liedes von Aennchen von Tharau lieben, dachte an die vielen Toten: „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen, die ihr durch den Tod zu Gott gekommen . . ." Der Dom-Organist Heinrich Albert schenkte uns das schöne Morgenlied: „Gott des Himmels und der Erden . . ."; Valentin Thilo, gleich Simon Dach Professor der Beredsamkeit an der Albertina, das uns so vertraute Adventslied: „Mit Ernst, o Menschenkinder . . ."

Wieder hundert Jahre später ist schwerstes Leid über das junge Königreich gekommen, zwar kein Krieg, und doch eine viel schlimmere Heimsuchung: die Pest, die teilweise zweidrittel der gesamten Bevölkerung fortnahm und ganze Dörfer verschwinden ließ. Aber Friedrich Wilhelm I. sorgte für die „Repeuplierung" und holte von überallher Kolonisten, Nassauer und Magdeburger, die Refugiés, die ein Menschenleben lang in anderen Teilen seines Reiches Zuflucht gefunden hatten, vor allem aber die Salzburger, die zu Tausenden in das ausgestorbene Land kamen.

Und wieder hundert Jahre später: Napoleon ist vom Westen her gekommen! Wir Ostpreußen nannten mit besonderem Stolz Pr. Eylau, die liebe Stadt, wo der Korse erfahren mußte, daß auch er besiegbar war. Aber dann wurde in Tilsit der bittere Frieden geschlossen. Dort stand das Denkmal von Max von Schenkendorf. Vielleicht kennen wir sein geistliches Volkslied: „In die Ferne möcht' ich ziehen, weit von meines Vaters Haus . . ."

Und nun? Nun sind wir in die Ferne gezogen, anders als der fromme Dichter es gedacht hat . . ., nun sind wir arme Exulanten . . ., nun möchten wir gerade an solchem Mahnmal mit Simon Dach singen: „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen . . ." nun ist für uns die Zeit der Bewährung gekommen. Sprechen wir mit Herzog Albrecht: „Was mein Gott will, das gescheh allzeit, sein Will, der ist der beste" Singen wir mit dem Siegeslied, das die Ritterorden ins Preußenland gebracht hat, trotz aller Niederlagen: „. . . des sollen wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein"

Ernst Wiechert, unser Landsmann unserer Tage, sagt in seinem Lied von dem Pflüger, der übers Land gegangen ist, zuletzt (und wir wollen es mit ihm sagen):

. . und gib, daß ohne Bitterkeit
wir tragen unser Bettlerkleid
und deinem Wort uns fügen.
Und laß uns hinterm Pfluge gehn,
und pflügen und pflügen.

Und führe heut und für und für
durchs hohe Gras vor meiner Tür
die Füße aller Armen.
Und gib, daß es mir niemals fehlt
an dem, wonach ihr Herz sich quält:
ein Bißchen Brot und viel Erbarmen!

Diese Seite „Unsere Heimatkirche" steht beiden Konfessionen zur Verfügung, da die kulturhistorische und geistige Entwicklung Ostpreußens ohne sie nicht denkbar und möglich gewesen wäre.

DIE WASSERTRÄGERIN / Ostpreußische Sage von Kurt Huth

In dem kleinen Heimatort Mühlen bei Hohenstein liegt an der Dorfstraße ein Stein, der durch seine Form schon immer die Blicke und Gedanken der Menschen fesselte. Seine äußeren Umrisse gleichen einer menschlichen Gestalt. Man glaubt, daß auf den verhältnismäßig schmalen Schultern eine Wassertrage ruht. Am unteren Teil des Steines kann man mit ein wenig Phantasie zwei versteinerte Eimer erkennen.

Nun weiß man von diesem Stein eine Geschichte zu erzählen, die uns das Bild und seine Auslegung deutlich vor Augen führen will.

Vor vielen Jahren lebte am Rande des Dorfes in einer kleinen Hütte eine alte, kranke Frau mit ihrer Tochter. Wie es damals üblich war, befand sich der Dorfbrunnen in der Mitte des Ortes. Hier kamen die Mädchen und jungen Burschen mit ihren Eimern und Gefäßen, um Wasser zu schöpfen und heimzutragen. Zugleich benutzten sie die Gelegenheit, sich dort mit ihren Liebsten zu treffen, mit ihnen zu plaudern und zu scherzen, wie es eben unter der Jugend zu allen Zeiten üblich ist.

Eines Abends hatte auch die alte Frau ihre Tochter zum Brunnen geschickt und ihr aufgetragen, schnell wieder heimzukehren. Aber das Mädchen war alsbald in ein fröhliches Gespräch mit ihrem Geliebten vertieft und vergaß dabei ihre kranke Mutter. Diese lag indes fiebernd im Bett. Ihre Lippen waren ausgetrocknet und verlangten dringend nach Wasser. Das köstliche Naß ließ viel zu lange auf sich warten. Indes breitete die Dämmerung schon langsam und weich ihren grauen Schleier über das Land. Die Frau richtete sich in ihrem Bett etwas auf und starrte durch das kleine Fenster. Ja, da kam ihre Tochter. Sie sah es genau. In Gedanken trank sie nun schon das köstliche und erfrischende Naß, schlürfte die Schale, die ihr gereicht wurde, zwei-, dreimal, bis auf den letzten Tropfen leer. Wie köstlich das doch war. Dadurch steigerte sich jedoch der Durst in's Unerträgliche. Dazu mußte sie zu ihrer Qual erkennen, daß sie sich getäuscht hatte, daß die Dämmerung mit ihren Schatten sie betrog und mit ihr Possen trieb. Wie weh das tat!

Müde und verärgert über ihr gefühlloses Kind sank sie in die Kissen zurück. Da! — hörte sie nicht draußen die Schritte ihrer Tochter? Ja, ganz gewiß war sie es. Endlich! Schon griffen ihre Hände gierig in die Luft, und die trockenen Lippen flüsterten: „Wasser!" Aber wiederum waren es nur ihre überreizten Gedanken. Sie hatte sich nochmals getäuscht. Das Geräusch verschwand. Minute für Minute lief lautlos in die stille Ewigkeit. Sie drehte und wandte sich in ihren Kissen. Was hatte sie nur für eine gefühllose und ungehorsame Tochter! Sie rief ihren Namen, so laut sie es nur konnte. Die dunklen Wände starrten sie erschreckt an und fraßen gierig ihren Schrei und ließen ihn nicht in den Abend hinauslaufen.

Noch einmal richtete sie sich auf, blickte verzweifelt durch das Fenster auf die Dorfstraße. Die Dunkelheit verschlang alles und nahm ihr jede Sicht. Jetzt wurde die Frau böse, schalt laut und heftig auf ihre Tochter. Als sie darauf wieder in die Dämmerung hinauslauschte, gaben die Wände nur höhnend ihren Zorn zurück. Die Qual des Durstes war vergessen, aber Unwille und Wut über den Ungehorsam der Tochter ergriffen sie dafür um so stärker.

Plötzlich schrie sie hinaus: „Du könntest auch ein Stein sein! Ein Stein würde mir den gleichen Dienst tun. Ein Herz hast du doch nicht!"

Zu dieser Zeit war die Tochter vom Brunnen aufgebrochen und eilte heim. In dem Augenblick, als die Mutter den gräßlichen Fluch ausstieß, war sie gerade dort angekommen, wo heute der Stein liegt. Plötzlich wurden ihre Füße schwer und schienen wie gelähmt. Sie stellte ihre Eimer ab und begann zu zittern. Einige Leute, die vorübergingen, sahen, daß sie langsam zu Stein wurde. Sie wollten ihr helfen, — es war zu spät und unmöglich. Nur zu der alten Frau brachten sie diese traurige Kunde.

Jetzt erkannte die Kranke, daß es der Fluch der Mutter war, der das Grausame bewirkt hatte. Sie schrie und bat Gott um Hilfe. Alles war vergebens. Darum denke stets daran, du schwaches Menschenherz, daß dein Zorn die tiefsten Wunden schlägt und das Furchtbarste vollbringen kann.

FRIEDEN

Mir ist, als hätte ich mich f[illegible] gemacht
Von allem, was die Erde mi[illegible] eben,
Womit sie mich an Freud [illegible] Leid bedacht
Für dieses kurzbemess'ne Le[illegible]n.

Und wenn dies Dasein nun zuende geht,
An fremder Stätte werde ich begraben,
Dann möchte ich da, wo mein Kreuzlein steht,
Vom Baum daheim ein Körnlein haben.

Das trüge mir ein kleines Vöglein zu
Von einer unsrer lieben alten Linden —
Dies wüchse hoch. Darunter könnt' ich ruhn,
Vielleicht auch Frieden finden.

E. v. Olfers-Batocki

Sänger im Grenzland

Der ostpreußische Mensch ist trotz seiner scheinbaren Herbheit gesellig veranlagt und **Singen ist ihm ein Bedürfnis.** Daher ist es erklärlich, daß bereits vor mehr als 100 Jahren in der damaligen Provinz Preußen Männergesangvereine bestanden, die sich fast ohne Ausnahme an die Form der Zelterschen Liedertafel anlehnten.

Im August 1847 trat in Elbing eine stattliche Zahl von Sängern zum „Ersten Preußischen Sängerfest" zusammen. Dieses Fest fand so großen Anklang, daß sich bis zum Jahre 1862 sechs weitere Sängerfeste in den Städten Königsberg, Danzig und Elbing anschlossen. Bei dem siebenten Fest gründeten die Vereine aus 58 Städten den „Sängerbund der Provinz Preußen" und dieser gehörte am 21. September 1862 mit zu den Gründern des „Deutschen Sängerbundes". Bis zum Jahre 1881 folgten sieben Sängerfeste in den Städten Königsberg, Memel, Tilsit, Danzig und Elbing. Als 1881 die Provinz Preußen in Ost- und Westpreußen geteilt wurde, nannte sich der Bund „Preußischer Provinzial Sängerbund". Von 1884 bis 1906 konnte er noch achtmal sein Sängerfest feiern, dann zerfiel er in drei Bünde und zwar 1906 bei dem Sängerfest in Graudenz. Erst nach schwierigen Einheitsbewegungen vereinigten sich am 10. Juni 1923 die drei Bünde wieder zum „Sängerbund Ostpreußen".

Damals umfaßte der Bund das gesamte deutsch gebliebene Gebiet östlich der Weichsel sowie den Freistaat Danzig und das Memelgebiet. Er gliederte sich in 14 Gaue, den Memelländischen Sängerbund und den Sängerbund der Freien Stadt Danzig. In 252 Vereinen sangen mehr als 11 000 Sänger und mehrere Tausend Sängerinnen. Letztere waren als Frauenchöre den Männergesangvereinen angegliedert.

Über weite Gebiete Ostpreußens ging der erste Weltkrieg hinweg und vernichtete das Notenmaterial, Musikinstrumente, Fahnen und Kleinodien der Vereine. Was nicht den Flammen zum Opfer gefallen war, das wurde geraubt und weggeschleppt. Durch gegenseitige brüderliche Hilfe und Patenschaften kamen die Vereine bald wieder in Tätigkeit und in den folgenden Jahren begann die **Blütezeit** des ostpreußischen Sangeswesens. In jedem größeren Dorf und Marktflecken entstand ein Gesangverein, der seinen Dirigenten oft aus großer Entfernung mit erheblichen Kosten heranholen mußte.

In den Städten wuchs die Zahl der Vereine, zu denen noch die beruflich gebundenen Lehrergesangvereine, die kaufmännischen und Handwerker Innungsgesangvereine kamen. Ein gesunder Wettbewerb unter den Vereinen spornte sie zu künstlerischen Leistungen an. Gefördert und angeregt durch den Deutschen Sängerbund stiegen die Leistungen der großen Vereine auf eine beachtliche Höhe. Hervorragende Chorleiter, ich denke nur an Wendel, Scheinpflug, Schirmer, Fiebach, Hausburg, Heß und Oesten, brachten unter Zuziehung erster Solisten große Aufführungen, die jeder Kritik Stand halten konnten. Alle Sänger, auch die in kleinen Orten, haben mit Begeisterung und Hingabe das deutsche Lied gepflegt. Sie waren davon überzeugt, daß sie in dem bedrohten Grenzgebiet eine heilige deutsche Aufgabe zu erfüllen hatten. In ihren Reihen glühte heiße Vaterlandsliebe, die niemals durch Parteipolitik getrübt wurde.

Die herzliche Aufgeschlossenheit und Hilfsbereitschaft der Sänger führte zu persönlichen Freundschaften. Welcher Sänger denkt nicht dankbar an die vielen schönen Stunden zurück, die er im Kreise von Sangesbrüdern verleben konnte und wer denkt nicht mit Verehrung an seine damalige Sängerführer, die wirkliche Vorbilder im Sängerleben waren. Ich erinnere an all die alten Barden, an unsere Sängerfürsten, wie wir wie sie so gerne nannten, an Professor **Korella**, Danzig, Deichhauptmann **Funk**, Elbing, Rektor **Kuhn**, Allenstein, Kaufmann **Lehmann**, Insterburg, Kaufmann **Jung**, Memel und an alle die anderen, die ich nicht namentlich aufführen kann. Sie waren die Mittelpunkte, um die sich das pulsierende Sangesleben drehte. Mit tiefer Trauer denke ich an unseren unvergeßlichen Bundesvorsitzenden Staatsanwalt Fritz **Baatz**, der auf der Flucht aus Ostpreußen von uns gegangen ist, ich denke an Schulrat Willi **Thiedemann**, den Schriftleiter unserer Bundeszeitschrift „Sängerwacht" und an den Geschäftsführer des Bundes, Rektor Paul **Jordan**, die beide nach der Besetzung Königsbergs durch die Russen ums Leben kamen. — Stumm schläft der Sänger . . .

Mehrere unserer alten Vereine konnten in den letzten Jahren auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken, so die Liedertafel Elbing und Gumbinnen, die Sängervereine Königsberg und Guttstadt, die Männergesangvereine Heilsberg und Pillau und manche andere. Aus dem kulturellen Leben ihrer Städte waren die Vereine nicht wegzudenken. Ihre großen Konzerte waren musikalische Ereignisse. Neben kulturellen Werten an Originalpartituren und Altertümern besaßen die großen Vereine kostbare Musikinstrumente, Raumausstattungen, silberne Tafelgeräte und Kleinodien. Vermögende Sangesbrüder hatten ihren Vereinen oft große Summen hinterlassen, oder andere Zuwendungen gemacht. Alle diese Werte blieben in Ostpreußen zurück.

Auch in der neueren Zeit haben Chorleiter mit großem Können und klingendem Namen das musikalische Leben im Sängerbund Ostpreußen geleitet, wie Professor **Firchow**, Professor **Dehne**, Studienrat **Hartung**, Domorganist **Wilhelmi** und viele andere. Sie haben so oft in Zusammenarbeit mit den musikalischen Akademien oder mit herangezogenen Frauenchören große Werke deutscher Meister aufgeführt. Eine eingehende Würdigung dieser kulturellen Leistungen auf deutschem Vorposten möge einem dazu Berufenen vorbehalten bleiben.

Nach der Machtergreifung traten für unsere Vereine bald Schwierigkeiten aller Art ein. Bewährte und leitende Kräfte wurden als nicht tragbar bezeichnet. Nach Ausbruch des Krieges entstanden Lücken in unseren Reihen, die sich selbst durch Arbeitsgemeinschaften und Zusammenlegungen nicht schließen ließen. Trotzdem waren unsere Sänger eifrig tätig, sie veranstalteten unzählige Liederstunden in den Lazaretten und Krankenhäusern, um den Kranken und Verwundeten Freude und Aufmunterung zu bringen.

In die Blütezeit des Bundes fiel die Errichtung des „Reichsehrenmals" in Tannenberg bei Hohenstein. Als einziger nicht militärischer Verband erhielt der Sängerbund Ostpreußen die Genehmigung, ein Denkmal für seine im Kriege gefallenen Sänger innerhalb des Reichsehrenmals zu errichten. Gewählt und ausgeführt wurde ein Entwurf der Bildhauerin Becker-Kahns, Elbing, eine Gruppe marschierender, singender Soldaten darstellend. Im Juni 1933 wurde das Sängerehrenmal bei einer großen Kundgebung der gesamten ostpreußischen Sängerschaft enthüllt. Der Krieg ist auch über dieses Ehrenmal hinweggeschritten und hat es vernichtet.

Zum Deutschen Sängerbund bestanden engste Bindungen, da der Bundesvorsitzende dem Gesamtausschuß des DSB angehörte. An allen deutschen Sängerbundesfesten haben die ostpreußischen Sänger in großer Zahl teilgenommen und sind dabei auch gesanglich in Erscheinung getreten. Bei dem Sängerfest in Wien 1928 sangen sie in der großen Festhalle ihre alten ostpreußischen Heimatlieder unter starkem Beifall.

Mit vielen Vereinen im In- und Auslande waren die ostpreußischen Vereine in enger Freundschaft verbunden. Ganz besonders herzlich war diese Freundschaft zum lettischen und zum estnischen Sängerbund.

Nun gehört der einst so stolze und erfolgreiche „Sängerbund Ostpreußen" der Vergangenheit an, seine Sänger sind in alle Winde zerstreut und viele von ihnen deckt bereits der grüne Rasen. Ihrer will der neue in **Hamburg** im Entstehen begriffene „Sängerbund Ostpreußen" stets ehrend gedenken und die hohe Tradition des alten Bundes pflegen. **Mögen sich in seine Reihen alle die Sänger stellen, die noch alte ostpreußische Sängerart im Herzen tragen.**

Hermann Kirchner, Hamburg, Isestraße 113.

Einmal am Tage

O, einmal ist auch dir und mir erlaubt
Am Tage abzustreifen tägliches Gewand
Und so zu leben, daß ein Kind dir glaubt
Dein Lächeln und den warmen Druck der Hand . .

Einmal wohl müßte jedem wunderbar
Noch jene Sehnsucht sein, die wie ein Traum
Aus Sternen und aus Märchen sich gebar,
Als du ein Kind warst, Stern im großen Raum . .

Und vieles wußtest, was die Welt nicht weiß,
Und noch besaßest, was die Zeit dir nahm,
Ehe mit falschem Glanz und hohem Preis
Das große Leben tönend zu dir kam.

Ein Kind oft stumm in seinen Händen hält
Weisheit und Sinn des Lebens und der Welt.

Gerhard Kamin



Partie aus Heilsberg — Aufn. Walter Sperling

Geschichte mangelhaft

Der Funkspiegel — Europaprogramm — veröffentlichte kürzlich neben anderen Aufnahmen aus dem deutschen Osten auch ein Bild vom alten Rathaus in Tilsit mit dem Schenkendorfdenkmal. Die Überschrift dazu lautete: „Vor dem Rathaus in Tilsit wachte **Klopstock**, der große Erneuerer der deutschen Sprache. **Zweimal** wurde hier bereits der Friede Europas feierlich beurkundet."

Im Wiesbadener Kurier stand zu lesen: „In Siebenbürgen, im Banat, im Memelland, in fast allen Ländern der Erde entstanden deutsche Sprachinseln . . .!"

Die jenseits der Memel gelegenen Kreise waren stets ein Teil der Provinz Ostpreußen. Erst durch den Versailler Vertrag wurden diese ostpreußischen Kreise von der Provinz losgelöst und zum „autonomen Memelland" oder Memelgebiet zusammengeschlossen. Bei den ersten memelländischen Landtagswahlen erhielten von den zu wählenden 29 Abgeordneten 27 Sitze die Deutschen und zwei (!) Sitze die Litauer. — Von „deutschen Sprachinseln" im Memelgebiet zu schreiben, dürfte demnach wohl etwas abwegig sein.

„Reich ist man nicht durch das, was man besitzt, sondern mehr noch durch das, was man mit Würde zu entbehren weiß, und es könnte sein, daß die Menschheit reicher wird, indem sie ärmer wird und gewinnt, indem sie verliert."
Immanuel Kant

„Wo blieben unsere Trakehner?" Die beiden ausgezeichneten Aufnahmen „Junge Trakehner Hengste" und „Heimkehrende Stutenherde in Trakehnen" in Nr. 1 unserer Zeitschrift stammen von dem bekannten ostpreußischen Lichtbildner Walter **Raschdorff**, jetzt Bremerhaven-Lehe.

Gertrud Papendick 60 Jahre alt

Die bekannte ostpreußische Schriftstellerin Gertrud Papendick, die jetzt in Uelzen als Konrektorin tätig ist, wurde 60 Jahre alt.

Frieda Busch:

Hans Joachim Häcker und sein Gedicht „Junge Frau"

Du stilles, gutes Gedicht — als dein Dichter dich schuf, liebte ich dich, wie man ein kostbares Kunstwerk in andächtige Hände nimmt. Heute bedeutest du mir noch mehr, heute blüht aus dir empor — Erinnerung.

Es war 1943 in unserer Heimat in Braunsberg. Hans-Joachim **Haecker** war einige Zeit als Soldat in Braunsberg und wir durften ihn öfter abends als Gast bei uns haben. Meist kam dann auch der Maler Karl **Buch**-Königsberg dazu. Wir hatten gute Gespräche miteinander und dann las uns Herr Haecker aus seinen Arbeiten vor. Von schmächtiger Gestalt, blond, im schlichtesten Feldgrau, so saß er im Sessel im warmen Schein einer hohen Stehlampe und las; las gedankenversonnen . . .

Dann kamen die schweren Jahre. Oft schrieb Herr Buch: „Wissen Sie etwas von Haecker?" — „Nein; nichts." — Und nun kam ein stiller Abend im neuen kleinen Heim; ich hörte Rundfunk und da geschah's, daß ich den Namen „Hans-Joachim Haecker aus Königsberg" hörte. Ich hörte sein neues Werk. Er lebt! Er schafft! Noch am selben Abend schrieb ich an den NWDR und bat, meinen Brief an Herrn Haecker weiterzusenden. Noch am selben Abend schrieb ich an Herrn Karl Buch: „Hans-Joachim Haecker lebt und schafft!"

Karl Buch ist Schüler von Prof. **Bischoff** und hatte damals schon einen eigenen kleinen Schülerkreis in der Kunstakademie in Königsberg. Damals in Braunsberg war er der Maler der grauen Farbe und es war bewundernswert, wieviel andere Farben in seinem gemalten Grau lebten und webten. Seine Lieblingsmotive waren Schrebergärten im November. An zwei Porträts erinnere ich mich allzu gern. Ein Fischerjunge von der Kurischen Nehrung; urgesund, derb, sturm- und wetterfest, und doch lag etwas seltsam Verhaltenes über dem Bild. Und ein junges, bäuerliches Mädchen, lebensnah und lebenswarm; ein Bild, das an Bilder von Franz Hals gemahnte. Wenn Buch jetzt von mancherlei Entwicklung in seiner Kunst berichtet — dann darf man gespannt sein auf seine Ausstellung, die er in Tübingen plant.

Schöne, reiche Zeit in der alten Heimat! Eines Abends gingen Herr Haecker und ich ein Stück Weges vom Bahnhof gemeinsam nach Hause. Da sprachen wir von Jesus Christus.

Eines Tages kam Herr Buch und sagte: „Als Haecker und ich gestern abends in die Kaserne zurückgingen, sangen die Sterne am Himmel."

Das war das Typische an diesen beiden jungen Künstlern: mit dem einen konnte man so selbstverständlich über Jesus Christus sprechen. Der andere fand es selbstverständlich, daß man wußte und es schon selber erlebt hatte, — daß die Sterne singen können.

Abschied

Ihr guten Nächte und ihr hellen Tage,
Ich lasse euren Schein zurück,
Und sage
Mich los von euch. Ach, Stück um Stück
Fällt schon der Freudenglanz
An diesem Morgen, da der Abschied drängt!
Und eh' die Sonne ihren heißen Tanz
Zu Ende sprüht,
Seid auch ihr in stillen Tränen schon verglüht.
Und der du mir in Nacht und Tage
Der Inbegriff des Scheins gewesen,
Um dich geht meine wehe Klage,
Und drängt zu fremdem Licht
Ihr Gramgesicht.

Margot Podlasly

Unsere Sportler rühren sich

Wir halten zusammen
frisch, fromm, fröhlich, frei —
der Heimat und unserem
Turnertum treu!

Unter diesem Leitwort stehen die ost- und westpreußischen Turner und Turnerinnen, die, wie alle Heimatvertriebenen in alle „Zonen" verstreut sind, zusammen, um ihren Idealen zu huldigen und im Sinne Jahns jeder an seiner heutigen Wirkungsstätte für die Wiedergewinnung der deutschen Einheit ebenso wie für die Erhaltung unserer heimatlichen Eigenart zu schaffen.

Im Jahre 1947 rief der letzte Kreisvertreter des Kreises I Nordost der DT, Schulrat a. D. Fritz **Babbel**, gemeinsam mit dem letzten Kreisoberturnwart Willy **Schott** die ost- und westpreußischen Turner und Turnerinnen zu einem Wiedersehenstreffen auf. In Rendsburg trafen sich darauf vom 18. bis 20. November 1947 in der Heimvolkshochschule 135 Turner und Turnerinnen. Die Wiedersehensfreude schäumte in einer Herzlichkeit und Fröhlichkeit über, wie wir sie sonst nur vereinzelt beim plötzlichen Wiederbegegnen alter Freunde nach langer Trennung auf unseren großen Turnfesten erlebt haben. Selbstverständlich gehörte eine ordentliche Turnstunde zu dem Fest, dessen Höhepunkt ein festlich umrahmter Begrüßungs- und Heimatabend bildete.

Zum zweiten Male trafen sich die ost- und westpreußischen Turner und Turnerinnen vom 2. bis 5. Juli 1948 in der Landessportschule Flensburg-Mürwik. Über 300 Anmeldungen hatten vorgelegen, als die Währungsreform den meisten die Teilnahmemöglichkeit raubte. Für die 51 Teilnehmer war aber auch dieses Treffen ein köstliches Fest, für dessen Zustandekommen und Durchführung sich neben den beiden Turnern Babbel und Schott insbesondere auch der an unserer Schicksalsgemeinschaft gehörende Direktor der Landessportschule, Siegfried **Perrey**, mit ganzer Kraft einsetzte. Turnen und Turnspiele sowie Wanderungen und eine Motorbootfahrt, Feierstunden, ein fröhliches Beisammensein mit Austausch von Erlebnissen und Erinnerungen an unsere heimatlichen Turnstätten und Turnfeste gleichwie die Sorge um die vielen verschollenen Brüder und Schwestern und die Trauer um unsere Toten, ließen die Tage gar zu schnell entschwinden. Aber sie hatten einen weiteren Auftrieb der schlummernden Kräfte weit über den Teilnehmerkreis hinaus zur Folge und führten so manchen bisher abseits stehenden Turner und so manche Turnerin zu aktiver Mitarbeit in den Turnvereinen ihres jetzigen Wohnsitzes.

Dem allgemeinen Wunsch folgend, wurde auch **1949 ein Wiedersehenstreffen veranstaltet und** mit 136 Turnern und Turnerinnen vom 4. bis 7. August wiederum in Flensburg-Mürwik durchgeführt. Vorträge, Lichtbilder und Filme aus der Heimat machten die Tage zu einem Erlebnis. Wiederum waren die zündenden Worte von Fritz Babbel in seinen Ansprachen an den drei Festabenden Höhepunkte, die Kraft und Hoffnung hinausgetragen haben, zu fast 500 Turnern und Turnerinnen, die der Einladung nicht haben folgen können, aber mit ihren Herzen und Sinnen dabei waren.

Wenn es zeitlich und geldlich möglich gemacht werden kann, soll auch in diesem Jahre zu einem **Treffen** aufgerufen werden. Zeitlich kommt dafür die zweite Septemberhälfte und örtlich vielleicht ein Ort im Raum **Hannover — Minden** in Frage. An die bisher erfaßten rund 650 Anschriften sollen Vorfragen hierzu noch im Mai gestellt werden. Ein Nachtrag zu dem im Oktober 1949 erschienenen Anschriften-Verzeichnis wird bis dahin wohl auch fertiggestellt sein.

Wilhelm Alm

Fußball Ostpreußen gegen Schlesien

Den Teilnehmern an der Ostdeutschen Heimatwoche soll — sofern sie früher einmal sportlich interessiert gewesen sind, und das ist ganz gewiß eine stattliche Zahl — auch ein sportliches Ereignis geboten werden, das sicherlich manche schöne Erinnerung an alte Tage wachrufen wird. Die alten Fußballstars von ehedem, die in zahlreichen Repräsentativspielen erprobten Ritter aus schweren Fußballschlachten von Schlesien und Ostpreußen sollen sich am 18. Mai um 10 Uhr auf dem Universitätssportplatz in Hamburg (neben dem HSV-Platz) ein Stelldichein in Fußballstiefeln geben.

So will es jedenfalls die vor zwei knappen Monaten in Hamburg gegründete „Vereinigung ostpreußischer Rasensportler", die sich u. a. das Ziel gesetzt hat, die in Hamburg lebenden ostpreußischen Sportler etwas enger zusammenzuschließen und ihren besuchsweise in Hamburg weilenden Kameraden aus der Heimat ein Zusammensein zu ermöglichen und ihnen gegebenenfalls mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Dieses geplante Fußballtreffen wird z. Zt. von Georg **Brenke** — den Ostpreußensportlern nicht zuletzt auch als früherer Organisator mustergültiger großer Leichtathletik-Veranstaltungen bekannt — zustandegebracht. Wenn unsere Sportkameraden aus Schlesien, die an diesem Treffen in gleicher Weise interessiert sind, ihre endgültige Zusage geben, dann sehen wir einen **Ernst Gutschendies**, einen **Horst Lemke und manchen anderen aus der früheren Baltenmannschaft oder sonst mit einem Namen** von gutem Fußballklang wieder einmal mit ihren Gegnern von vor zwanzig und mehr Jahren die Klingen kreuzen.

Wer von den ostpreußischen Sportlern wollte nicht diese Männer noch einmal in ihrem alten Fach wiedersehen, mit dem sie ihnen einst so viele schöne Stunden beschert haben, „während noch die Jugendlocken ihre Schultern blond umgaben . . ."?!

50 Jahre VfB Königsberg

Im Juli dieses Jahres wird der erfolgreichste ostpreußische Fußballverein, der auch namhafte Leichtathleten hervorbrachte und im Eishockey sowie in den anderen Sportarten an führender Stelle stand, der VfB Königsberg sein 50jähriges Jubiläum feiern. Aus diesem Grunde soll ein neues VfB-Archiv angelegt werden, dem neue und alte Aufnahmen bereits vorliegen. Beabsichtigt ist ferner die Einrichtung eines VfB-Besuchsbuches (wie es schon ASCO eingerichtet hat) und die Anfertigung der alten VfB-Ansteck-Nadel. Das alte VfB-Album, das ein Stück ostpreußischer Fußball-Geschichte darstellt, ist im Jahre 1944 (am 30. August) nach dem großen Bombenangriff auf Königsberg im VfB-Kasino Reichshof verbrannt.

Alle VfBer, die noch nicht mit ihrem alten Verein in Verbindung getreten sind, melden sich bei Willi **Krawzick**, (21 a) Detmold-Lippe, Siegfriedstraße 5.

Vereinigung ostpreußischer Rasensportler

Nachdem im Sommer vorigen Jahres anläßlich eines Ostpreußentreffens ein Zusammenkunft Königsberger Sportler durchgeführt worden war, haben sich nun die Sportler zu einer Vereinigung Ostpreußischer Rasensportler zusammengeschlossen. Die Gründungsversammlung in Hamburg ergab bei den Wahlen folgendes Ergebnis: 1. Vorsitzender Georg **Brenke** (Ostpreußens erster Sportsprecher im Königsberger Rundfunk und erfolgreicher Leichtathlet), 2. Vorsitzender Bruno **Romahn** (der letzte Vorsitzende von Prussia Samland), Schriftführer Heinz **Bergau** (VfB), Kassenwart Walter **Aland** (ASCO), Pressewart Dr. **Barau**.

Das zweite Königsberger Sportlertreffen, das wahrscheinlich zu einem Treffen aller ostpreußischen Sportler werden wird, soll am 5. und 6. August, wahrscheinlich in Ochsenzoll, der Anlage des Hamburger Sport-Vereins, vor sich gehen. Verbunden mit dieser Zusammenkunft ist das vierte ASCO-Treffen nach dem Kriege.

Eine Geschäftsstelle der Vereinigung ist in dem Büro von Direktor **Brenke** (Bankhaus Ewald Kreiß), Hamburg 1, Mönckebergstraße 11, eingerichtet worden.

Die Verlobung ihrer Tochter Adele mit dem Landwirt Herrn Rudolf Kunze, Farm Le Roy U. S. A., geben bekannt

Gert Frhr. v. d. Goltz-Compehnen
Ursula Frfr. v. d. Goltz geb. v. Heyking

Bode b. Ebstorf, im Februar 1950

Michael und Reni haben ihr Schwesterchen
Ivy Lorraine
bekommen.

Ilse Sanderson geb. Schulz
Major Melville A. Sanderson

Lafayette-Indiana-USA, 914 Highland Avenue
früher: Königsberg Pr., Am Fließ 33

16. April 1950

Ich bin beim Landgericht Osnabrück und den Amtsgerichten zugelassen.

Mein Büro befindet sich in Osnabrück, Neumarkt 3 (Haus der Sparkasse), Telefon: 75 49.

Dr. Max Hoffmann
Rechtsanwalt und Notar
früher: Königsberg (Preußen).

Dr. Hermann Roquette
(früher Königsberg/Pr.)
Rechtsanwalt
beim Landgericht Nürnberg-Fürth und Amtsgericht Erlangen
Erlangen
Marquardsenstraße 4, Telefon: Sammelruf 72, App. 210

Ich bin als
Vertreter für Patent-Sachen
vor dem Deutschen Patent-Amt München zugelassen
Dipl.-Ing.
Wilhelm Hassenstein
Oberregierungsrat und Mitglied im ehem. Reichspatentamt
(13a) Lichtenfels, Scheffelstr. 8

Bauplanung und Leitung
Wohnungs- u. Siedlungsbauten
Industrieanlagen
Kriegsschadens-Berechnungen
Lastenausgleich
durch
Architekt
Georg Peter
Sachverständiger
Dipl.-Ing.
Bernhard Peter
früher Königsberg, Hufenallee
München-Obermenzing
Nußhäherstr. 6, Telefon: 6 17 27

Ich habe mich als
prakt. Arzt
in
Frankfurt a. M., Leipziger Str. 32
niedergelassen.
Dr. med. Kurt Donner
(Früher Tapiau, Kreis Wehlau, Ostpr.)

Ostpreußische Familie in Göttingen sucht ab sofort ostpreußische
Hausgehilfin
für Küche und Haushalt (Alter 30 bis 40 Jahre). Angebote an Elchland-Verlag, Göttingen, Obere Karspüle 39.

An alle ostpreußischen Landsleute!

Wie bestelle ich die Ostpreußen-Warte — Antwort auf viele Fragen.

Ostpreußen in Wort und Bild, das kulturelle und geistige Schaffen unserer Heimat in Vergangenheit und Gegenwart, vermittelt allen ostpreußischen Landsleuten die monatlich einmal erscheinende Ostpreußen-Warte. Diese große kulturelle und unterhaltende Heimatzeitschrift gehört deshalb in jedes ostpreußische Haus! Trotz des Umfanges und der reichen Bebilderung haben wir den Bezugspreis so niedrig wie möglich gehalten, um allen Landsleuten die Möglichkeit zu geben, das Heimatblatt halten zu können.

Bezugspreis: Das Bezugsgeld beträgt monatlich nur 0,35 DM, vierteljährlich 1,—, halbjährlich 2,— DM, und für neun Monate (Jahresende) 3,— DM frei Haus. Zustellgebühr ist im Bestellgeld bereits enthalten.

Bestellmöglichkeit: Die Ostpreußen-Warte kann vorerst nur beim Elchland-Verlag in Göttingen, Postfach 522, direkt bestellt werden. Sie senden den Bestellschein und das jeweilige Bezugsgeld also direkt an den Elchland-Verlag im geschlossenen Briefumschlag oder zahlen das Bezugsgeld auf das Postscheckkonto Hannover 259 91 H. K. Wander, Göttingen, ein und vermerken die Dauer ihrer Bestellung und die genaue Anschrift auf der Zahlkarte. Achten Sie bitte bei Postscheckzahlungen auf obige Postscheckanschrift! Zustellung der Ostpreußen-Warte erfolgt zunächst durch Streifband. Sie sparen Zeit und Geld und uns viel Arbeit, wenn Sie den Bezugspreis gleich für eine längere Zeitspanne — quartalsweise oder bis Jahresende — entrichten.

Postzustellung: Die Bestellung unserer Zeitschrift und die Einziehung der Bezugsgebühren durch Ihr Postamt ist z. Zt. noch nicht möglich. Erst zum 3. Quartal (ab 1. Juli) kann die Ostpreußen-Warte auch bei jeder Postanstalt bestellt werden.

Verbreitungsgebiet: ganz Deutschland! Die Ostpreußen-Warte kann auch ins Ausland geliefert werden. Die Bezugsgebühren für Auslandsbezug betragen 1,30 DM vierteljährlich. Versand unter Streifband. **Ostzone:** Versand erfolgt im jeweiligen Einverständnis mit den in der Ostzone lebenden Landsleuten. Bezugspreis vierteljährlich 1,20 DM. Bestellung direkt beim Verlag.

Bestellgeld einsenden: Zahlreiche Landsleute haben ihre Bestellung beim Verlag aufgegeben, jedoch nicht das Bezugsgeld beigefügt. Da Einziehung durch die Post vorerst nicht möglich ist, bitten wir alle Bezieher, das Bezugsgeld an uns einzusenden.

Anschriftenlisten: Auf unsere Bitte sind uns die in Nr. 1 der Ostpreußen-Warte beigelegten Anschriftenlisten in so zahlreicher Weise ausgefüllt zurückgereicht worden, daß es uns unmöglich war, alle Interessenten mit der ersten Ausgabe zu beliefern, obwohl wir einen Nachdruck von der ersten Nummer haben herstellen lassen. Die uns aufgegebenen mehreren zehntausend Interessenten werden die nächsten Ausgaben unserer Zeitschrift erhalten.

Deutliche Anschrift: Bei Bestellungen erbitten wir die volle Anschrift mit Postanstalt und Postleitzahl, möglichst in Blockschrift, anzugeben.

Dauerbezieher: Alle Leser, die die Ostpreußen-Warte bereits für mehr als drei Monate bestellt haben oder bestellen, werden von uns zum 1. Juli als Dauerbezieher bei der Post eingewiesen.

Doppelsendungen: Bei den uns so zahlreich aufgegebenen Anschriftenlisten waren Doppelnennungen unvermeidlich. Wir bitten daher alle Landsleute, die Doppelsendungen erhalten haben, darum, Doppelexemplare an andere interessierte Landsleute weiterzureichen.

Nachlieferung: Bei den uns aufgegebenen Bestellungen ist es nicht immer ersichtlich, ob die Besteller bereits im Besitze der April-Ausgabe sind. Wir bitten jeweils um Nachricht.

Elchland-Verlag Göttingen
Obere Karspüle 39

Bestellschein

(Fall Sie die Zeitung nicht zerschneiden wollen, dann nehmen Sie bitte ein anderes Blatt Papier zur Hand)

Ich bestelle hiermit .... Exemplare der Ostpreußen-Warte, Elchland-Verlag, Göttingen, Postfach 522, zur regelmäßigen Lieferung ab sofort bis auf Widerruf.

Senden Sie mir die Zeitschrift für die Monate

von .... bis 1950

Das Bezugsgeld in Höhe von .... DM füge ich bei/überweise ich auf das Postscheckkonto Hannover 259 91, H. K. Wander, Göttingen. — Das Bezugsgeld beträgt monatlich 0,35 DM, vierteljährlich 1,— DM, halbjährlich 2,— DM und für neun Monate (bis Jahresende) 3,— DM.

Vor- und Zuname: ....

Beruf: ....

Jetzige Anschrift (genaue Postanschrift und Postleitzahl): ....

.... Datum — .... Unterschrift

---

SUCHANZEIGEN

Achtung!
Königsberg (Pr.) Kopernikusbunker
Wer kann über das Schicksal der Insassen beim Russeneinfall am 9. April 1945 **Auskunft geben.** Wer weiß etwas von dem Verbleib meines Sohnes **Rudolf Winkler,** damals 15½ Jahre alt. Er war als verwundeter Volksstürmer dort untergebracht.
Für jede Auskunft herzlichen Dank im Voraus. Aug. Albert Winkler, früher Königsberg (die bekannten Winkler-Stuben) jetzt Bochum-Laer, Wittenerstraße 509.

Betriebsdirektor Erich Bednarski. Wer weiß etwas üb. den letzten Leiter der Reichsmonopolverwaltung f. Branntwein in Kgb.? Wer von den ehem. Betriebsangeh. war mit ihm bis zur Kapitulation zus. Nachricht an Gerhard Bednarski, Hannover, Kleiststraße 10.

Rechtsanwalt Dr. Rosenkrantz u. Fünfstück, fr. Kbg., Junkerstraße, ges. von Martin Raabe, Berlin W 15, Pariser Straße 15.

Florian Stangl, Lehrer, Landsberg/Ostpr., Töpferstr. 127, zuletzt bei Inf.-Einheit bei Heiligenbeil. Nachricht an Melanie Stangl, Karlsruhe/Baden, Südendstr. 36.

Wolfgang Laechelin u. Frau Käte geb. Coranda, Kgb., Koggenstr.; **Sabine Koch** geb. Coranda, Ärztin, Kbg., Koggenstr.; **Bürgermeister Lengnig** aus Laptau, ges. v. Klara Selke, Oppenau/Renchtal, Vinzentiushaus/Baden.

Köngisberg - Ratshof - Richterstr. Wer war beim Fall Königsberg mit dem Tapeziermeister **Hermann Lange aus Labiau** in der Richterstraße 25, einem Königsberg. Postbeamtenehepaar und anderen in einem Keller zusammen? Nachr. an Fam. Lange, Offenbach/Main, Vorderwaldweg 16.

Bruno Tanski sowie Angehörige, Kbg., gesucht v. Erich Norkeweit, (13 b) Simbach/Inn, Pfarrkirchnerstraße 8.

Gustav Bruhn und Angehörige dieser Firma werden ges. von Gertrud Norkeweit geb. Kulks, (13 b) Simbach/Inn, Pfarrkirchnerstr. 8.

Naujoks, Walter, letzte Nachr. Januar 45 Raum Nasielsk, F.-Nr. 24 241 D. Nachrichten erb. an G. Naujoks, Rotenburg/Hann., Verdener Straße 29.

Paula Anhut geb. Huhn, geb. 8. 4. 13, aus Mawern, Krs. Heilsberg, verschleppt Febr. 45. **Leo Anhut,** geb. 1. 2. 12 aus Mawern, Krs. Heilsberg, vermißt in Stalingrad. Nachrichten an Eduard Anhut, (22 a) Wülfrath/Rohdenhaus, Gut Thielenhaus b. Düsseldorf.

Wiesotzki, Heinz, Werkmeister aus Kbg., Rudauer Weg; **Bries, Eva** u. **Ursula** aus Pr.-Holland, K. Freiburger Str. 1, von Dr. Leo Born, Hamburg-Rahlstedt II, Nordlandweg 42.

Ernst Heinrich u. Frau aus Radnicken-Grünhof b. Cranz, ges. v. Ernst Nehrenheim, Landshut/Bay., Innere Münchnerstraße 57.

Prof. Dr. Blohmke, Kbg., Krankenhaus d. Barmh. Schwestern; Apoth. **Dr. Fraude,** Kbg.; Kfm. **Krüger,** Kbg., Bachstr.; Apoth. **Rudolf,** Kbg., Sternapoth.; **Th. Grünau,** Kbg., Minerva-Apoth.; Frl. Apoth. **Lenz,** Kbg., Ostland-Apoth.; Frl. Apoth. **Dr. Boas,** Kbg., Pharm.-Inst., ges. v. Otto Köhler, Hitzacker, Elbe, Friedrich-Hain.

Rußland - Heimkehrer! Frieda Ratschkowski, geb. 6. 7. 22, verschleppt 7. 2. 45 aus dem Krs. Pr.-Holland; O.-Gefr. **Gustav Ratschkowski,** geb. 18. 2. 00, aus Raunen, ges. von Paul Ratschkowski, Südhorsten 3, Krs. Schaumburg-Lippe.

Aust, Gustav und Grete aus Kbg., Unterhaberberg 26 sowie **Aust, Elsa** aus Kbg., Arnoldstr. 1, von Kurt Aust, Moers/Rhld., Cecilienstraße 77.

Familie Drescher, Kbg., Hansaring, Polizeipräsidium, von Herta Zierulla, Karlsruhe, Georg-Friedr.-Straße 21.

Helene Schukkel aus Lintental, Krs. Elchniederung, ges. v. Schw. Brunhilde Noah, Braunschweig-Mascherode, Städt. Krankenhaus II.

Dipl.-Ing. Alfons Lübner, Direktor d. Techn. Werke Braunsberg, geb. 10. 8. 1905, als Gefr. d. Feldp.-Nr. 35 225/D am 20./21. 1. 45 in der Nähe von Kreuzingen-Insterburg schwer verwundet in russ. Gefangenschaft geraten. Nachricht (gegen Vergütung d. Auslagen) erbeten an Olly Lübner, Krefeld, Rheinland, Schwertstraße 144.

Boehm, Heinz, Obgfr., F.-Nr. L 06 758. Wer war nach Auflösung der Einheit Febr. 45 in Jüterbog oder bei neuer Einheit mit ihm zus.? Nachricht an Ernst Boehm, (14 b) Stetten a. d. Donau 103, Krs. Tuttlingen.

Rußlandheimkehrer! Wer hat meinen Mann, **Rittmeister d. Res. Friedrich v. Bassewitz-Fuchshöfen,** geb. 29. 6. 98, letzte F.-Nr. 36 100 C, nach dem Marsch in die Gefangenschaft vom Berliner Hof zur Schichauerstr. am 9. 4. 45, Kbg., lebend oder tot gesehen? Augenzeugenberichte erbeten an Carla v. Bassewitz, Pronstorf üb. Bad Segeberg/Holst.

Legien, Ullrich, aus Sanglienen, Kr. Fischhausen, **Bark, Helene** aus Danzig-Brösen, gesucht von Adolf Nickstadt, (1) Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 181.

Brügge, Rudolf, geb. 21. 3. 88, Hauptwachtm. L.-Sch.-P., Rosenau, F.-P. 65 100 C, ges. von Gertrud Brügge, Klixbüll üb. Niebüll, Schleswig.

Barth, Amande, Martha u. Elisabeth aus Kbg., zuletzt Nasser Garten 26 bis Mitte März 45. **Salecker, Helene,** Kbg., Reickstr. u. **Salecker, Lisbeth,** Wormditt, Bahnhofstr., ges. von P. Helmut Walsdorff, (23) Schiffdorf b. Bremerhaven.

Zenker, Erich und Frieda geb. Strupat, Kbg., Samitter-Allee 45/46, von Richard u. Eva Liebich, (20 b) Braunschweig, Jägerhof, fr. Kbg., Hintertragheim 28.

Oberfeldwebel Hans Majewski, Allenstein, zuletzt Leutnant, in Kurland verwundet, Angeh. der 13. Komp./I.-R. 2 u. der Fußballmannschaft Hindenburg in Allenstein, ges. von W. Lansink, Groß-Burgwedel üb. Hannover.

Kameraden des Obgefr. Franz Schwarz, geb. 11. 4. 11. Letzte Nachricht v. 20. 11. 44 aus Blumenthal, Krs. Insterburg. Dort bei einer Heeres-Art.-Abt. eingesetzt gewesen. Nachrichten an Willi Mauruschat, Lünzen 41 über Soltau/Hann.

Krüger, Elfriede aus Kbg., Krausallee 12, ges. von Frieda Wallat, Darenbeck Nr. 8 üb. Beetzendorf, Krs. Salzwedel.

Anna Zakrzewski, geb. Bildhauer und Kinder Rosa und Brigitte aus Kbg., Unterhaberberg, zuletzt in Zimmerbude, ges. von Franz Zakrzewski, Wilhelmshaven, Paul-Hug-Straße 13.

Hubert Grzeski aus Bertung, Krs. Allenstein, von Anton Palmowski, Hahlen 319, Krs. Minden/Westfalen.

Therese Pawelske geb. Kurschat, geb. 15. 10. 78, aus Balten, Krs. Elchniederung, nach dem Samland evakuiert, ges. v. Walter Pawelske, Hangelar b. Bonn, Niederberg üb. Siegburg.

Königsberger: Martha Brandt, geb. Gerlach mit ihrer Mutter **Marg. Gerlach** geb. Mertens in Kbg., Scharnhorststr. 9 a, zurückgeblieben; **Elsbeth Gerlach,** Kbg., Alter Garten 30 III. **Rußlandheimkehrer: Feldwebel Paul Dembowski,** geb. 6. 7. 02 in Rastenburg, Bankbeamter, F.-Nr. 487 88. Letzte Nachricht 1. 5. 46 aus Moskau, soll 1946/47 auf dem Heimtransport vor Warschau gestorben sein. Nachrichten erbeten an Paul Brandt, (13 b) Amerang 22 über Endorf/Oberb.

August Radzko (verschleppt), **Marie Radzko** und Tochter Frieda aus Balzhöfen (Pr. Eylau) gesucht von Frl. Ida Ziembach, (20 b) Lobach 9 üb. Holzminden/Weser.

Schwester Franziska Lucht, geb. 9. 3. 1866, letzte Wohnung Elbing, Feldstr. 16. Soll in Elbing verstorben u. im Garten des Diakonissenhauses beerdigt sein. Nachricht an Gertrud Hardt, München 23, Brandenburgerstraße 12, b. Kalender.

Suchanzeigen kostenlos

Von allen Beziehern der Ostpreußen-Warte, die noch immer im Ungewissen über das Schicksal ihrer nächsten Angehörigen sind, nehmen wir Suchanzeigen kostenlos auf. Wir wollen in unserem bescheidenen Rahmen mit dazu beitragen, Aufklärung über den Verbleib unserer vermißten Landsleute zu schaffen.

Mit Rücksicht auf die Fülle der bei uns eingehenden Suchanzeigen bitten wir, den Text möglichst kurz zu halten. — Unsere Leser bitten wir ferner, etwaige Nachrichten oder Hinweise unverzüglich an die Suchenden mitzuteilen.

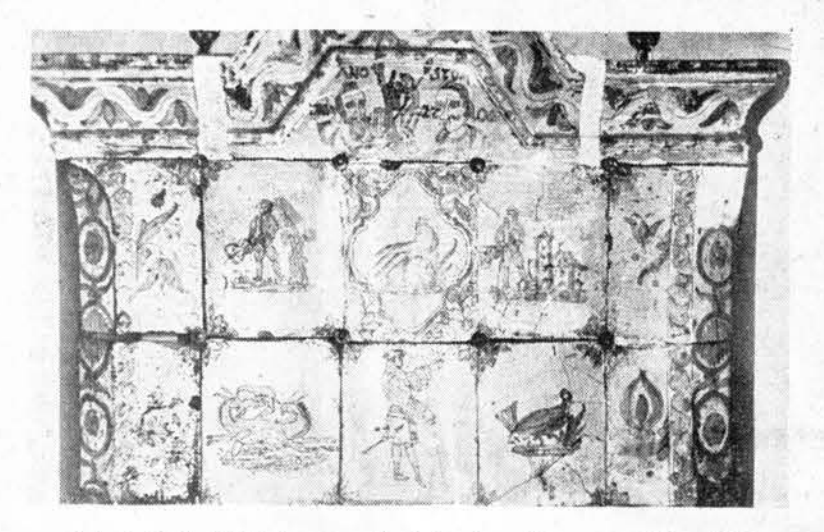
Elchland-Verlag, Anzeigen-Abteilung

Dr. Walter Schlusnus, Icking

Die Neidenburger Bilderöfen

„Gottlieb Goetz in Neidenburg 1844". Wir wissen nichts vom persönlichen Leben dieses Meisters der Kachelbildnerei, für dessen Töpfererzeugnisse man vergeblich in der gesamteuropäischen Volkskunst nach etwas vergleichbarem suchen wird, das so volkstümlich echt wäre wie jene altvertrauten südostpreußischen Bilder-Öfen. Wir haben nur seinen Namen und die eine Jahreszahl seines Lebens und Schaffens, geformt in Ton und in bunten Farben gemalt, glasiert und für die Dauer der Jahrzehnte im Feuer gebrannt.

Wir haben sein Werk in einer hübschen Anzahl heimatlicher Ofenkacheln. Doch nein — wir hatten es, wir haben heute auch dies nicht mehr, nur noch das Bild, die Photographie, die nicht die herrlichen Farben der bunten Kachelbilder wiederzugeben vermag. — Das also waren unsere heimatlichen masurischen Öfen, vertraut und warm und anheimelnd, — und noch mehr: phantastisch und lustig und verzaubernd, der Sammelplatz der Familie am Winterabend, der Lieblingsplatz der Kinder und Alten in der Dämmerstunde, wenn die Großmutter am surrenden Spinnrad uns Geschichten erzählte, — so bunt und phantastisch wie die Kacheln des Ofens selber, dessen Bilder sich zu bewegen und zu tanzen anfingen, wenn die Großmutter sprach.



Ostpreußische Töpferkunst — Kacheln eines Ofens vom Jahre 1794

Im südlichen Ostpreußen, dem westlichen Masuren, der Gegend von Neidenburg, Ortelsburg und Allenstein, waren die Neidenburger Öfen einmal reich verbreitet. Hier hatte sich, getrennt von anderen bedeutenden keramischen Werkstätten Altpreußens wie z. B. denen am südwestlichen Ufer des Frischen Haffs (von Elbing bis Tolkemitt) oder den oberländischen (Mühlhausen, Preußisch-Holland), eine eigene Töpferkunst entwickelt, die besonders in der Ofenkunst eine hohe Blüte erreichte. War die Tonbrandkunst des Oberlandes und des Frischen Haffs von holländischen Antrieben und Anregungen gefährdet, die auf dem Seewege über Danzig und Elbing wirksam wurden, so läßt sich bei der Neidenburger Ofenkunst nur schwer ein Zusammenhang mit anderen Zentren der Keramik suchen, und man muß ihr eine ausgesprochene Eigenständigkeit einräumen. Denn bis in die Neidenburger Gegend reichten nicht die Einflüsse der Seeverbindungen. Bis hierher kamen keine Schiffe, die holländische Tonerzeugnisse — meist als Ballast — von ihren Fahrten zurückbrachten. So hatte die Neidenburger Ofenkunst — abgelegen von den Verkehrsadern — ganz Eigenes geschaffen, eine in den volkstümlichen Kunstformen außerordentlich spielerische Lebendigkeit entfaltet und länger als manch anderer Bereich volkstümlicher Kunst in Deutschland alte Arbeits- und Verzierungsweisen bewahrt.

Mittelpunkt der masurischen Tonbrandkunst waren Neidenburg und Willenberg. Im Kreise Neidenburg hatte sich die Liebe zu den alten bildgeschmückten Ofenkacheln bis in unsere Zeit erhalten, wenn diese auch seit Einführung der maschinellen Kachelherstellung nicht mehr gefertigt wurden. So fand ich noch im Jahre 1936 in waldversteckten Dörfern vereinzelt in manchem Bauernhaus wertvolle, alte Kacheln — neu eingesetzt in Herd und Ofen als geachtete Symbole traditionellen Heimatbewußtseins wie im Hause des Bauern K a n n e n b e r g in Malshöfen, wo eine hübsche Reihe alter masurischer Kacheln den heimischen Herd zierte.

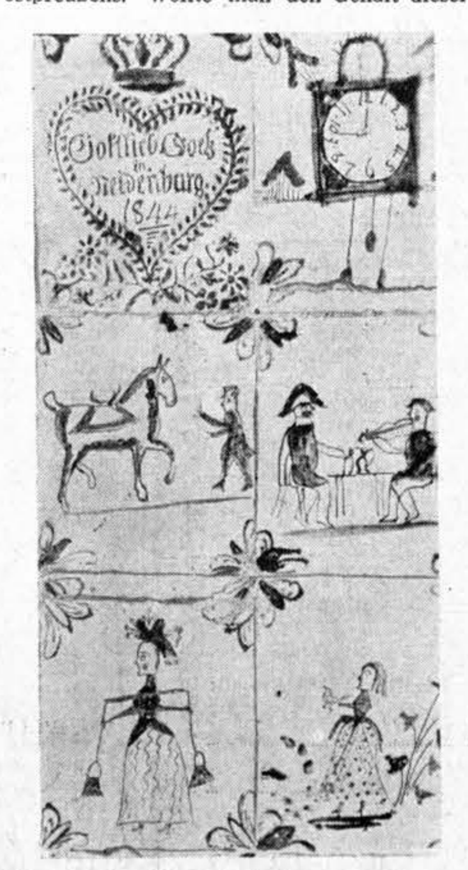
Die Tradition des Neidenburger Töpfergewerbes reicht bis in die Ordenszeit zurück. So wird u. a. auch in den Akten des Deutschen Ritterordens berichtet, daß der berühmte Hochmeister der Blütezeit des Ordensstaates im 14. Jahrhundert, Winrich von Kniprode, einen Neidenburger Töpfermeister nach Italien entsandt habe, um ihn in seiner Kunst weiterzubilden und ihm Anregungen zu verschaffen.

Nach den bis in unsere Zeit erhalten gewesenen Öfen und Bildkacheln zu urteilen, soweit sie den Brandschatzungen des ersten Weltkrieges entgangen waren und in den Heimatmuseen von Neidenburg, Ortelsburg und Allenstein wie auch in einzelnen Bauernhäusern Masurens zu sehen waren, hatte die keramische Volkskunst Neidenburgs im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Blütezeit erlebt. Denn aus dieser Zeit stammten die bekanntgewordenen Zeugnisse. Man muß dabei jedoch berücksichtigen, daß gerade die Grenzgebiete fortgesetzt unter mehrfachen kriegerischen Überfällen gelitten haben. So dürfte z. B. der Tatareneinfall im schwedisch-polnischen Kriege von 1656/57 ebenso wenig von den südostpreußischen Bilder-Öfen übrig gelassen haben wie von den kostbaren ostpreußischen Bildteppichen. Erst nach dem Nordischen Kriege beginnen die preußischen Könige dem fast restlos entvölkerten, um 1700 noch von einer wütenden Pest heimgesuchten Grenzgebiet durch Neubesiedlung und Förderung des Gewerbes ihre volle Aufmerksamkeit und Fürsorge zuzuwenden.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts muß sich jedoch die keramische Kunst in Neidenburg wieder zu beachtlicher Höhe entwickelt haben. Denn im Jahre 1759 werden auf behördliche Veranlassung die Akten der Neidenburger Töpferinnung neu angelegt, die also schon früher als Handwerkerverband bestanden haben muß. Mehrere Meister einer späteren Töpfer-Generation sind nach ihren erhalten gebliebenen Erzeugnissen bekannt geworden, und ihre Namen waren zum Teil noch von den gebrannten Kacheln abzulesen, so aus dem Jahre 1792 der Meister Pantell, Johann Milck 1804, Andreas Salewski 1833, Friedrich Kaehler 1837, Gottlieb Goetz 1844. Der Töpfermeister Friedrich Kaehler, desean Ofenfabrik noch bis zum zweiten Weltkrieg bestand, hatte den Anfang mit der fabrikmäßigen Herstellung von Ofenkacheln gemacht. Jedoch behielt die handwerkmäßige Töpferarbeit noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts volle Geltung.

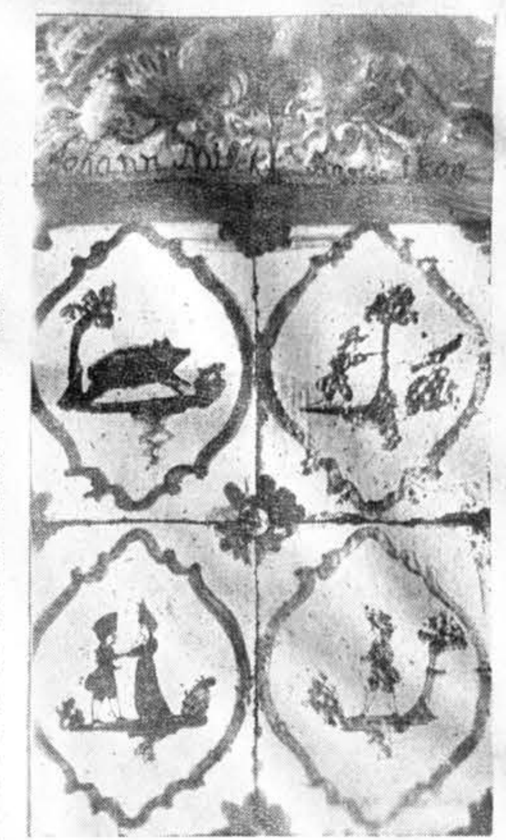
Erst als der Bau der Eisenbahn einsetzt, beginnt die handwerkliche Töpferkunst von der maschinellen Ofenindustrie überflügelt zu werden. Sehr bald hört die individuelle Formenentwicklung der Kachelbildnerei auf. Eine Volkskunst vielgestaltigen Inhalts stirbt plötzlich ab. Seither unterscheiden sich die in Neidenburg hergestellten Kacheln nicht mehr von anderswo üblichen.

Die alten, handwerklich hergestellten Bildkacheln vermitteln ein äußerst eindrucksvolles Bild vom Vorstellungsbereich und der lebendigen Erlebniskraft der Menschen Südostpreußens. Wollte man den Gehalt dieser handwerklichen Kunstwerke aus Ton und Farbe vom Zweck, den diese Öfen als Wärmespender erfüllten, abstrahieren und in Begriffe fassen, man würde der Bedeutung dieser Öfen in der Bauernstube Masurens nicht gerecht werden. Die ganze stimmungsvolle Sphäre der warmen Ofenecke in der Stube des masurischen Hauses muß in die Betrachtung der reichen und realistischen wie sinnbildhaften Ornamentik der Kacheln einbezogen werden. Wenn an den langen Winterabenden des Ostens sich in der warmen Ofenecke die Hausgenossen oder die jungen Leute der Nachbarschaft versammelten, wenn die Spinnräder der Frauen und Mädchen surrten und die Schnitzmesser in den Händen der Männer und Burschen arbeiteten, wenn in den „Zwölften", den „Schwitzkes", die ganze Nachbarschaft sich reihum in den Häusern allabendlich zum Federreißen wie zu einem Fest einfand, dann lebte das vertraute Gebild der Ofenkacheln heimlich auf. Humor und Scherz, Spott und Spuk wurden lebendig im Munde der Alten und Jungen, und Erzählung und Witz wechselten mit Rundgesang und Kehrreim. Spielerische Phantasie erfand nicht endenwollende Lügenmärchen, und oft knüpfte sich hier das heimliche Liebesband zwischen den Geschlechtern. Die „Großchen" erzählte Kindern und Enkeln von den Schicksalen vergangener Zeiten. Die Veteranen verloren sich in ihre Erlebnisse ferner Kriegsreisen, und die jungen Männer rühmten sich ihrer Dienstzeit. All diese Erleben strahlte das Kachelgebild wie ein Zauberspiegel aus.



Kacheln eines Ofens des Meisters Gottlieb Götz in Neidenburg vom Jahre 1844

Der Reichtum der Bildmotive ist schier unbeschreiblich. Szenen aus dem Alltags- und Dorfleben wechseln mit Erinnerungsbildern des Soldatenlebens in der Stadt und in fremden Ländern. Reine Phantasiedarstellungen seltsamer Fabelwesen lösen stilisierte geometrische Blumenornamente ab. Modische Frauengestalten und seltene Vögel, Uhren und Ordenssterne — fast unerschöpflich scheint der Reichtum der Bildmotive. In der plastischen Form wie in der Mathematik sind die Kacheln ebenso unterschiedlich wie in der Farbzusammenstellung. So beliebig ein Ofen aus verschiedenen Kacheln zusammengesetzt werden konnte, so lebhaft ist die Buntheit mancher Öfen. Manche Meister beschränkten sich jedoch in der Farbgebung auf zwei oder gar eine Farbe. Bevorzugt wurden grün, gelb, braun und blau.



Kacheln eines Ofens des Meisters Johann Milk, 1804

— — Die Neidenburger Bilderöfen nehmen in der ostpreußischen Volkskunst einen eigenen Platz ein. Der Fluch des Tatarenreiters, den die Kacheln ebenso abbildeten wie die bunten Blumen der heimatlichen Gärten, hat die Zeugnisse menschlicher Phantasie und Kunstfertigkeit in gleicher Weise wie die Menschen selbst erreicht — diesmal schrecklicher und grausamer als je zuvor in der harten Geschichte Ostpreußens. Aber so schnell das Blut der Menschen im Sande verrinnt, so wenig schweigt der gerechte Geist einer 700-jährigen ostpreußischen Geschichte.

Von Stuten, Bullen, Kant und einem Sonnenuntergang

Die Tochter eines Offiziers in dem damals deutschen Elsaß-Lothringen fährt zu den Sommerferien auf das Gut ihrer Großeltern in Ostpreußen. Von der Reise zurückgekehrt, wird sie auf einem Tanzfest von einem Leutnant gefragt, wie es ihr in dem fernen Ostpreußen gefallen habe und ob sie auch geritten sei. Die junge Dame erzählt, daß sie auch geritten sei, allerdings nur auf einem Milchpferde. Etwas zögernd meint der Leutnant: „So, so, also in Ostpreußen trinkt man doch Stutenmilch!"

Ein höherer Ministerialbeamter unterhält sich auf einer Dienstreise in das ihm bis dahin unbekannte Land Ostpreußen im Abteil mit einem Ostpreußen. Er fragt diesen, was es in Ostpreußen Besonderes gäbe und was ein gebildeter Europäer unbedingt von Ostpreußen wissen müsse. — Er erhält folgende Antwort: „Wenn Sie nach Ostpreußen kommen, müssen Sie unbedingt etwas vom Bullen „Winter" wissen. Eventuell auch etwas von Kant. Wenn Sie aber außer „Winter" auch noch den Bullen „Anton" kennen, dann können Sie auch Kant weglassen."

In Neukuhren ist es eingetragene Gewohnheit, zum Sonnenuntergang auf den Seeberg zu gehen, einem Schauspiel, das den Kindern, die dazu mit müssen, nicht immer reine Freude bereitet. Endlich ist die Sonne herunter, erleichert wendet sich ein müder und hungriger kleiner Junge um, in dem Bewußtsein, nun gibt es endlich Abendbrot. Da sieht er den Vollmond am Himmel stehn und entsetzt ruft er aus: „E r b a r m s t, d a i s s i e a l l w i e d e r !"

Lesen Sie

in unserer Juni-Ausgabe: „Die ostpreußische Ärztefamilie" von Dr. Paul S c h r ö d e r, Dänischenhagen, ferner bringen wir wieder unsere bebilderte jagdliche Seite.

Unsere Buchbesprechungen

Zugvögel

Walter von Sanden-Guja, Zugvögel, Holzner-Verlag, Kitzingen/Main, 72 Seiten, 3,80 DM.

Walter von Sanden-Guja hat uns Ostpreußen wieder ein neues Buch geschenkt: „Zugvögel". Die „Zugvögel", — das sind Millionen Flüchtlinge aus den Ostprovinzen. Zu ihnen gehört auch Walter von Sanden und seine Frau. Zugleich aber wird zu den durch lange Jahre so liebevoll und kenntnisreich beobachteten und farbenfroh geschilderten gefiederten Freunden in der weiten Natur eine gemütstiefe und sinnbildhafte Verbindung hergestellt. Wir kommen auf dies ausgezeichnete Buch, das wir allen Ostpreußen wärmstens empfehlen können, noch ausführlich zurück.

Binnendeutsche u. Ostvertriebene

In dem Verlag N. G. Elwert in Marburg erscheint demnächst unter dem Titel „D i e E n t s t e h u n g e i n e s n e u e n V o l k e s a u s B i n n e n d e u t s c h e n u n d O s t v e r t r i e b e n e n", eine Sammelschrift, die aufzeigt, wie sich die binnendeutsche Gesellschaft durch das Einströmen der Evakuierten und Ostvertriebenen in ihrem Wesen ändert. Die Schrift, auf die wir noch zurückkommen, wird herausgegeben von Dr. Eugen L e m b e r g, Dozent an der ehem. Deutschen Karls-Universität in Prag.

„Erbe des deutschen Ostens"

Mit dem Verlust all unserer Habe und unserer Heimat verloren wir auch jene Werte, die vielen von uns besonders ans Herz gewachsen waren: U n s e r e B ü c h e r und B i b l i o t h e k e n.

Je länger die räumliche Trennung von unserer alten Heimat ist, desto notwendiger ist es, die geistige Verbindung zu ihr nicht abreißen zu lassen. Vielen von uns fehlen die Mittel, um sich wertvolle Bücher anschaffen zu können. Aus diesen Erwägungen und zugleich aus praktischen Erfahrungen heraus entstand der Gedanke einer o s t d e u t s c h e n B u c h g e m e i n s c h a f t, die unter dem Namen „Erbe im deutschen Osten" in Halle/Westf., Wertherstraße, gegründet wurde. Sie sieht ihre Aufgabe darin, den an Literatur interessierten Heimatvertriebenen auf dem Wege der monatlichen Ratenzahlung wieder zu einer kleinen und wertvollen Bücherei zu verhelfen.

Darüber hinaus aber hat sich die ostdeutsche Buchgemeinschaft zur Aufgabe gemacht, das geistige Erbe des deutschen Ostens auch dem westdeutschen Menschen näher zu bringen.

Achtung, Memelländer!

Alle Memelländer werden gebeten, soweit dieses noch nicht geschehen ist, sich mit genauer Angabe der Personalien, der Heimat-Anschrift und der jetzigen Anschrift zwecks Erfassung bei der seit 1945 bestehenden, heute schon ca. 30 000 Adressen umfassenden Memelland-Kartei zu melden.

Änderungen von früher aufgegebenen Anschriften sind ebenfalls mitzuteilen. Im eigensten Interesse empfiehlt es sich, diesem Aufruf Folge zu leisten, denn die Kartei hat über den Zweck einer Suchzentrale hinaus Aufgaben, die immer aktueller werden, z. B. als Nachweis für die Erlangung des Füchtlings-Ausweises, im Hinblick auf die Schadensfeststellung zum Lastenausgleich und andere wichtige Beurkundungen.

Die Anschrift der Memelland-Kartei, die als Heimatortskartei aufgebaut ist, lautet:

E r i k a J a n z e n - R o c k, Hamburg 39, Alsterdorferstraße 26a, Tel.: 52 71 51."